Dorfgeschichten.

Ein Lesebuch

für

landwirthschaftliche Fortbildungs-Schulen

von

Prof. Dr. C. Fraas.

Inhalt.

München 1869.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
Maximiliansstraße Nr. 2.

Dorfgeschichten.

Ein Lesebuch

für

landwirthschaftliche Fortbildungsschulen

von

Professor Dr. C. Fraas.

München 1869.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
Maximiliansstraße Nr. 2.

Vorwort.

Die Fortbildung der Landschüler, nachdem sie die Volksschule verlassen haben, ist zur Zeit mehr als je in ganz Europa als Bedürfniß erkannt worden. Daß dieselbe bereits Etwas von dem Charakter an sich trage, welcher die einstige gewerbliche Beschäftigung des Landmannes bezeichnet — **von der Landwirthschaft** — ist gleichfalls überall angenommen und durch Verbindung mit dem fortgesetzten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen zu erreichen angestrebt worden.

In den vielen vortrefflichen Lesebüchern, die zu diesem Zweck bereits bestehen, ist aber eine so große Fülle des Belehrenden, daß es mir angemessen schien, demselben die unterhaltende Erzählung beizumischen, um durch letztere die Lust an dem ersteren zu mehren. So ist diese neue Art „Dorfgeschichten" entstanden,

über deren Zweckmäßigkeit, als Lesebuch in der ländlichen Fortbildungsschule zu dienen, am besten die belehrenden Freunde der Jugend zu urtheilen im Stande sein werden. Darum seien sie Ihnen empfohlen.

München, im Januar 1869.

Der Verfasser.

Frisch von der Leber weg!

Der Zinkenbauer von Linsenheim war Ortsvorsteher geworden und alle Leute im Dorfe freuten sich darüber, denn Mathias Radspieler zum Zinkenhof war ein Ehrenmann durch und durch, ohne ein Tüpfelchen von Falsch, dabei vorsichtig und immer verbessernd in der Wirthschaft, wo es angemessen war. Er hatte die Wahrheit über Alles lieb, machte keine Winkelzüge und vieles Gerede, sondern kürzte alles ab mit der Redensart: „Frisch von der Leber weg.“

Zwar hatte er damit schon einigemal harten Anstoß erlitten und war stutzig geworden, ob das Reden „von der Leber weg“ immer das Richtige sei.

Einst war er von seinem Nachbarn Medard zu Gevatter gebeten worden, was er ganz gerne zusagte. Als nun die Frau Nachbarin ihn bei der Kindstaufe fragte, ob das schöne Kind nicht ganz seinem Vater gleiche? sagte Hies, ohne sich viel zu besinnen: „Frisch von der Leber weg sieht es mehr einer Eule, als einem Menschen gleich!“ worauf ihm die Nachbarin lange Feindschaft nachtrug. Wenn eine seiner Hühner sich in den Nachbarhof verirrt hatte, wurde sie mit Steinen geworfen und gejagt, bis sie kreischend über den Zaun geflattert war, — wollten seine Kühe am Tränktrog des Nachbars saufen, bekamen sie ausgesuchte Hiebe, daß sie im Galopp davon liefen und sein Haushund zog knurrend den Schwanz ein, wenn er vor dem Hause des Nachbars und Gevatters vorüberging.

Ernsthafter wurde die Sache noch, als einst Jodokus, der Flurwächter, kurzweg Jokes genannt, einen Flurfrevler brachte, den er

in Verdacht hatte, daß er vom Acker des Vorstehers selbst Klee gestohlen habe. Hies ließ sich nach langem Hin- und Herreden, Läugnen und Verstellen hinreißen, zu sagen: „Kurz von der Leber weg, Ihr seid ein Dieb!“ Darüber wurde nun der Angeschuldigte, wie immer, wenn man das Rechte trifft, sehr böse und grob, verklagte den Vorsteher und hing ihm einen langwierigen und kostspieligen Prozeß an den Hals.

Jokes hatte den Leibspruch des Vorstehers sich auch gemerkt und wandte ihn gleichfalls häufig an, — aber mit ganz anderer Grundlage im Herzen. Jokes wollte damit die von ihm Verdächtigten oder Gefangenen nur treuherzig machen und verlockte sie durch das offene, scheinbar biedere Wesen zum Geständniß, was er dann in seiner Pflicht benützte. „Sag's gerade heraus und schäme Dich der Lügen und Duckmäuserei. Als rechter deutscher Bruder sprich frisch von der Leber weg, woher ist das Holz, das Du hier auf dem Karren hast?“ so redete er etwa einen an, der mit Holz auf einem Schubkarren vom Gemeindewald kam. Das war nun so die Gabe des Jokes.

Einst hatte Math. Radspieler, unser Vorsteher, in der Stadt bei einem reichen Manne zu thun, der eine Fabrik besaß und Gelder an arme Leute geliehen hatte, deren Vormünder Hies war. Hies lud zugleich einen Wagen voll Speise-Kartoffeln auf, um sie nebenbei in der Stadt zu verkaufen. Doch fuhr er zuerst zum Fabrikbesitzer, der Georg Zahlgrupper hieß, und machte mit ihm seine Geschäfte ab. Diesem gefiel das biedere und offene Wesen unseres Hies und als sie fertig waren, ließ er ein Glas Wein auffsetzen und knüpfte ein Gespräch an, indem er bemerkte, er sei auch einmal Landwirth gewesen, und zwar ein Großgütler. Was denn seine Kartoffel kosteten?

„Ei, Herr Zahlgrupper, sagte Mathias, weil Sie es sind, sage ich frisch von der Leber weg 3 fl. der Schäffel!“ „Hm, meinte darauf Zahlgrupper, das ist wenig, dabei müßt Ihr blutwenig gewinnen.“

„Gewinnen? fragte da staunend unser Vorsteher, wir Bauern sind immer schon froh, wenn wir nur nicht verlieren. Wir verstehen uns auch gar nicht auf das Gewinnausrechnen.“

„Das ist freilich das größte Uebel für Euch als Wirthschafter. Ihr kommt nicht einmal am Ende dahin, womit wir Fabrikleute anfangen. Und es Euch zu lehren, versteht man nicht.“

„Ja nun, meinte Radspieler, wir lernen schon auch, was uns Vortheil bringt. Wie aber soll ich einen Gewinn aus den Kartoffeln herausrechnen?"

„Das ist so gar schwer doch nicht, meinte der Zahlgrupper. Man muß nur unterscheiden, was kostet's und was trägt's? Eure Kartoffeln z. B. haben Samen, Dünger und Arbeit gekostet — das ist klar und für ein Tagwerk unschwer zu berechnen. Dann aber gibt es noch allgemeine Kosten, über welche die Bauern schwerer einig werden, wie die Aufbewahrung und den Verkauf, Abgaben und Landpacht, ja sogar die Aufsicht oder Verwaltung.

Nehmen wir zuerst die allgemeinen Unkosten für 1 Tagwerk Kartoffeln, so könnt Ihr die Landpacht nicht unter 4 fl., die Aufbewahrung im Keller nebst Verlust nicht unter 2 fl., die Abgaben müßt ihr gewiß auch mit 2 fl. ansetzen, — dafür aber soll Eure Verwaltung nicht angerechnet werden, wohl aber sogenannte allgemeine Gestehungs- oder Produktionskosten, die man gar nicht alle aufzählen kann und mit 1 fl. angesetzt sein sollen. Da habt Ihr also schon 9 fl. allgemeine Unkosten. Und nun zu den Besondern!

Vom Dünger, den Ihr alle 3 Jahre zuführt, muß den Kartoffeln sicher die Hälfte zur Last geschrieben werden, wenn sie auch nicht so viel nehmen, in die übrige Hälfte theilen sich Sommerfrüchte oder Haber und Klee, das macht, wenn halbwegs gut gedüngt wird, 125 Ctr. Stallmist, den Ihr den Centner nicht unter 10 kr. bekommen werdet."

„Ei, nicht um 24 kr., am Ende gar nicht, fiel hier unser Vorsteher ein, — den Mist kann man den Bauern gar nicht abkaufen."

„Nun, wo man ihn kaufen kann, entgegnete Zahlgrupper, geschiehts oft um 12 kr. für den Centner. Setzen wir ihn so hoch an, so machen 125 Zwölfer, wie Ihr wißt, schon 25 fl. Die Alten rechneten oft nur 1½ kr. für den Centner, oft gar nichts, aber das ist eitel Trug, denn gerade der Dünger ist einer der theuersten Artikel. Am theuersten ist, was man gar nicht haben kann.

Zum Stecken (oder zu Samen) braucht Ihr auch 3 Schäffel, wenn Ihr die Knollen nicht zerschneidet und mittelgroße nehmt, wie's sein soll. Der Schäffel zu 3 fl. macht dieß auch 9 fl.

Endlich die Arbeit! Diese ist bei den Kartoffeln groß! Man rechnet 20 Menschenarbeitstage und 14 Gespannstage. Ihr könnt keinen Menschen unter 30 kr. Taglohn und auch kein Gespann unter 1 fl. für den Tag erhalten. Das macht nun 10 fl. für

Menschen- und 14 fl. für Thierarbeit. So habt Ihr, wie ich hier aufschreibe:

Allgemeine Unkosten	. .	9 fl.
Besondere Unkosten		
und zwar für Mist	. .	25 fl.
für Samen	.	9 fl.
für Arbeit	.	24 fl.
Macht zusammen		67 fl.

„Nun erntet Ihr vielleicht noch 30 Schäffel von einem Tagwerk.“

„Ach, seit der Krankheit oft kaum 20,“ fiel der Vorsteher ein.

„Nun wohl, fuhr Zahlgrupper fort, dann seid Ihr mit Eurem „frisch von der Leber weg“ arg in der Patsche. Denn der Schäffel Kartoffeln kostet Euch bei einer Ernte von 20 Schäffeln 3 fl. 21 kr. und Ihr habt nur 3 fl. verlangt. Ihr verliert also 21 kr. vom Schäffel, und vom ganzen Tagwerk 7 fl., was sehr viel ist, guter Mann. Ihr müßt nicht „von der Leber weg“ reden, Mathias Radspieler, sondern vom Verstand weg, und wenn Ihr diesen noch nicht habt, so ists klüger, einstweilen blos „von den Zähnen weg“ zu sprechen. Am Ende freilich muß der Bauer, wie wir auch, für seine Waaren nehmen, was er eben kriegt, aber wenn er weiß, daß dieß zu wenig ist, baut er sie doch nicht mehr.

„Trinkt aber einmal, Nachbar, und laßt Euch die Rechnung nicht so sehr im Kopf herumgehen. Ich kaufe Eure Kartoffeln eben um den Marktpreis, den Ihr noch gar nicht wißt.“

Sehr bedächtig hob Hies sein Glas Wein und trank auf Herrn Zahlgruppers Gesundheit, setzte es dann wieder und fuhr fort:

„Wie ist denn dieses Berechnen der Unkosten leicht und sicher zu lernen, Herr Zahlgrupper, nichts für ungut, aber ich möchte die Geschichte doch recht verstehen.“

„Das wird so schwer nicht sein, meinte der Gefragte; denn die allgemeinen Unkosten, die Landpacht oder die Abgaben, die Aufbewahrung und Anderes bleiben sich für lange Jahre gleich. Man setzt also da meistens richtig immer 9—10 fl. für das Tagwerk. Dann kommt eben immer wieder Saat, Mist und Arbeit, die nun freilich sehr wechseln. Aber gerade diese Wechsel kennt der Bauer am besten.

Nehmen wir z. B. eine Getreideart, wie Winter-Roggen, so sind die allgemeinen Unkosten auch 9 fl. — (Hier eher geringer als höher.)

Dagegen nimmt er nur 80 Ctr. Mist à 12 kr. = 16 fl. — kr.
3 Metzen Saat à 2 fl. = 6 „ — „
und $15^1/_2$ Menschen- und 6 Gespannarbeitstage = 13 „ 45 „
macht zusammen 44 fl. 45 kr.

Wenn Ihr nun erntet 3 Schäffel, so kommt der Schäffel auf 14 fl. 55 kr., was viel zu hoch wäre, wenn man das Stroh nicht rechnen würde, gleichwie wir bei den Kartoffeln das Kraut nicht gerechnet haben, obgleich es dem Acker bleibt und düngt. Winterroggen gibt leicht 24 Ctr. Stroh, der Ctr. zu 1 fl., was dann die Einnahme da, wo man Stroh gut verkaufen kann, um so viel erhöht, oder die Ausgaben mindert. Demgemäß würden die Unkosten nur mehr 20 fl. 45 kr. machen und der Schäffel Korn uns nur 6 fl. 55 kr. kosten. Man baut ihn auch jetzt kaum mehr darunter. Wenn das Korn nur 15 fl. auf dem Markte gilt, so habt Ihr etwas über 25 fl. vom Tagwerk gewonnen, d. h. es sind Euch nach Abzug der Landpacht noch 25 fl. für Euere Unternehmung, für Euere Sorge und Mühe übrig geblieben. Auch der Acker selbst hat dabei gewonnen und wird einen höhern Pachtschilling bekommen, als wir angenommen haben. Doch Ihr verpachtet ja nicht.

Kurzweg rechnet man auch die Kartoffeln, Wurzeln, Rüben u. s. w. auf Heuwerth aus, natürlich auch Klee, Stroh, Träbern und Aehnliches und sagt, um 1 Ctr. Heu zu ersetzen, braucht man 2 Ctr. Kartoffeln, wenn also 1 Ctr. Heu 2 fl. kostet, muß ein Schäffel Kartoffel, der 3 Ctr. wiegt, aber nur $1^1/_2$ Ctr. werth ist, auch wenigstens 3 fl. gelten, sonst ists besser, sie zu verfüttern. Wenn gar die Kartoffeln unausgesucht nur 2 fl. per Schäffel gelten, der Ctr. Heu aber auch 2 fl. kostet, dann muß man Kartoffeln füttern oder noch besser zu Branntwein brennen und Heu verkaufen, so weit dies nämlich angeht, denn ganz ohne Heu kann man Rinder und Schafe nicht erhalten.

„Ich merke nun wohl, sagte Radspieler sinnend, daß wir Bauern in der Regel unsere Preise ganz in's Blaue hinein machen. Wir wissen ja selbst nicht, was uns die Sache gekostet hat, und obendrein auch nicht, was sie werth ist. Allgemeine Kosten und besondere Kosten — Mist, Saat und Arbeit — das will ich mir merken. Am schwersten muß das Berechnen wohl bei den Handelspflanzen sein."

„Nicht so sehr als Ihr meint —, antwortete der Fabrikherr, nur aber schwanken hier die Preise oft mehr. So z. B. beim Hopfen, der auch viel zu bauen kostet. Man rechnet da

wieder allgemeine Unkosten für das Tagwerk	9 fl.
besondere Unkosten:	
viel Mist aber auf 10—12 Jahre vertheilt, f. 1 Jahr	10 „
Saat	— „
Arbeit	80 „
macht zusammen	99 fl.

oder rund 100 fl. —

Der Ertrag sei 3–4 Ctr. Nun aber schwanken die Hopfenpreise zwischen 20 und 200 fl. und darüber, so daß man leicht viel gewinnen kann, insbesondere wenn der Kleingütler die Arbeit selbst nebenbei verrichtet, namentlich auch das Abpflücken und Trocknen im Herbst, wo es sonst oft nicht viel Arbeit gibt.

Wenn Ihr solche Rechnungen machen wollt, so müßt Ihr eine Tabelle nehmen, in welcher diese Angaben enthalten sind, (wie z. B. in der „Schule des Landbaues“ 4. Aufl. am Ende*) und dann die Abtheilungen zusammen ziehen in die 2 Reihen der allgemeinen und besonderen Unkosten, wie ich es eben that. Dann bekommt Ihr erst eine rechte Einsicht in Euere Wirthschaft, die ohne Rechnung kein Mensch sicher führen kann.“

Radspieler rieb sich die Stirne eine Weile und fragte dann: „Aber mit dem Vieh, wie rechnet man denn da die Unkosten heraus?“

„Frisch von der Leber weg!“ sagte lachend Herr Zahlgrupper, indem er Radspieler scherzend nachahmte, gerade so, wie beim Acker. Das Vieh ist nur eine Maschine, mit welcher der Landwirth Fleisch, Milch, Fett, Wolle, Zugkraft und Sprungkraft erzeugt, — gerade wie er mit dem Acker Korn oder Klee fabrizirt.

Beim Vieh setzen sich die allgemeinen Unkosten zusammen aus dem Zins für das Ankaufskapital (oder Aufzuchtskosten), Zins für Stall und Geräthe, Wart und Pflege, Hufbeschlag beim Pferd, Kurkosten und Anderes — rund zu 16 fl. beim Rind pr. Stück. Dann kommen die besonderen im Futter zu 72 Ctr. Heuwerth bei einer 6—7 Ctr. schweren Kuh, und zu Streustroh 5 Ctr. im Heuwerth, da 4 Pfd. Stroh täglich gestreut werden sollen u. $1\frac{1}{3}$ Pfd. Heu gleich sind.

Rund 80 Ctr. Heuwerth machen 80 fl., wenn der Ctr. Heu 1 fl. auf dem Markt kostet — zusammen also kostet eine Kuh so 96 fl. für das Jahr.“

„Und ein Ochs, fiel Radspieler ein, der noch einmal so viel frißt? Oder ein Roß, das Haber will?“

„Sogleich, begütigte Zahlgrupper — vorerst aber fragen wir

*) Sieh auch am Ende dieses Buches. D. V.

was trägt die Kuh ein? und antworten, sie bringt ein Kalb, gibt 10 Monate lang im Durchschnitt 6 Maß Milch und durchschnittlich noch einmal soviel Mist, als ihr Futter in Heuwerth betrug, also 160 Ctr.

Das Kalb mag 12 fl. kosten, es saufe 14 Tage und die Kuh stehe 6 Wochen trocken vor dem Kalben —;

6 Maaß Milch auf dem Lande
300 Tage lang = 1800 Maß
à 3 kr. macht 90 fl.

also bleibt der Mist umsonst und sind noch 6 fl. erübrigt, was ein sehr glücklicher Ausgang ist, der gewiß nicht eintrifft, wenn man die Kuh schlecht füttert, wie gewöhnlich, und die Milch nicht verkauft, sondern im Hause verschleudert.

Ein Ochs aber, der das Doppelte frißt, gibt außer dem Mist nur Zugkraft, wenn er nicht gemästet wird oder noch wächst. Der Mist zu 300 Ctr. angenommen und mit 12 kr. per Ctr. bezahlt gibt 60 fl., was schwer zu erhalten sein wird, sein Futter aber macht 160 Ctr. Heuwerth und die allgemeinen Kosten auch etwas mehr, etwa 20 fl., so hat er von 180 fl. erst 60 fl. gedeckt, also noch 120 fl. durch Arbeit zu verdienen. Er mag 250 Tage im Jahr arbeiten und verdient dann 30 kr. per Tag."

„Also mehr, wie unser Flurschütz!" fiel da der Vorsteher lustig ein.

„Es scheint so, meinte Zahlgrupper und setzte zu, aber es werden sonst manche Ochsenarbeitstage noch gar viel höher bezahlt, — Ihr versteht mich doch?"

„Freilich, freilich, meinte da Jener und blinzelte listig mit den Augen, — denn der Bauer hat sein meistes Wissen aus Erfahrung und nennt alles Wissen List, — wie er denn sprüchwörtlich sagt:

„Mist geht über List."

„Ei, ei, fuhr sinnend unser Vorsteher fort, so kann man ja den Ertrag eines ganzen Gutes leicht ausrechnen und dann finden, wieviel man gewonnen oder auch verloren hat."

„Allerdings, erwiederte Zahlgrupper, nur aber müßt Ihr auch wissen, daß in Euerem Gewinn, z. B. in den 25 fl. vorhin beim Roggen, die Zinsen von Eurem Betriebskapital, vom festen und umlaufenden stecken. Das Feste wird gebildet von Schiff und Geschirr, vom Vieh, von den Wägen, Pflügen und Geräthen, das umlaufende von dem baaren Geld als Lohn, den Ihr euch zwar in Wohnung, Kleidung und Nahrung selbst vorschießt, von dem man aber doch, wie wir auch, Zinsen rechnen muß. Wir arbeiten

nicht mit und zahlen Arbeitslöhne, z. B. im Jahre 4000 fl. Davon rechnen wir 5% — also 200 fl. das Jahr. So lange der Bauer nicht rechnet wie wir, wird er immer gegen uns zurückstehen. Und überdieß muß er der Gefahr des Verlustes halber die Zinsen vom stehenden Kapital zu 8%, die vom laufenden (Dünger, Saat!) zu 12% berechnen. Auf ein Gut von 5000 fl. Werth oder ein so hohes Grundkapital gehören bei scharfem (intensiven) Betrieb wenigstens auch 2000 fl. für festes und umlaufendes Betriebskapital. Und daran fehlt es den meisten Landwirthen, weil sie bei uns zugleich Eigenthümer sind und sich beim Gutskauf oder dem Hinauszahlen an die Miterben verblutet haben.

Trinkt aus, Vorsteher, und sprecht nur mit unserem Herrgott und Eueren Freunden, *vom Herzen weg*, in Geldsachen aber *von der Zunge weg*, wenn es nicht gleich *vom Verstand weg* sein kann, mit euren Feinden sprecht *von den Zähnen weg*, in der Gemeinde aber meinetwegen „*von der Leber*“ weg.“

Radspieler verkaufte seine Kartoffeln nach dem Marktpreis, dachte heimwärts viel über dieses Gespräch nach und versuchte zu Hause in seinem Kalender Erträge auszurechnen, indem er obenerwähnte Tabelle zu Hilfe nahm, die er jetzt sehr vereinfachte. Als am schmerzhaften Freitag seines Nachbars Sohn, der kleine Mathias, zum Erstenmal kommunizirte und Radspieler eben zur Kirche ging, der junge Pathe aber festlich geputzt aus seinem Hause heraustrat, reichte ihm der Vorsteher die Hand und sagte laut: „Grüß dich Gott, Hies, zu Deinem Ehrentag. Ei tausend, was bist Du ein prächtiger Bursche geworden! Frisch von dem Herzen weg, Du bist ein Staatskerl, wie Dein Vater!“ Da öffnete die Frau Gevatterin, die es gehört hatte, geschwind das Fenster und rief: „Dank schön, Gevatter Mathias, für den freundlichen Gruß, aber es hat lange gedauert, bis euere Rede von der Taufe her die rechte Farbe bekommen hat.“

„Ja, ja, nickte ihr grüßend der Vorsteher zu, das lag darin, daß sie damals von der Leber weg, jetzt aber vom Herzen geht.“

Und damit waren auch die Gevattersleute wieder versöhnt. Schüchtern wagten sich die Hühner wieder in die Nachbarhöfe, springende Kälber verirrten sich in die Stallungen beider und der Hofhund Radspielers hüpfte wedelnd und voll Freuden an dem jungen Pathen hinauf, wenn dieser zum Besuch in des alten Mathias Haus kam und ein Butterbrod verschmausen durfte.

Raimund, der Säemann.

Wenn die Saatzeit, wie alljährlich zweimal, wiederkehrte, kam Vater Raimund immer in eine feierliche Stimmung. Er dachte an die Parabel des Herrn vom Säemann, die in der heiligen Schrift steht, er dachte daran, daß wir alle auch eigentlich eine Aussaat auf Erden sind, und einst geerntet werden und nahm daher dieses wichtige Geschäft immer sehr ernst vor.

Im Herbst, vom Frauentag Mariä Geburt bis Michaelis, säete er seine Winterfrucht, Korn und Weizen und eggte sie unter, weil es in seiner Gegend bald feuchte, kühle Nächte gab. Nur ungern säete er noch nach Michaelis und murmelte den alten Spruch:

Micheli Korn
ist halb verlor'n!

Wenn es auch nicht immer eintrifft, so sind Frühsaaten für Roggen in der Regel immer besser, namentlich auf armen und mageren Böden, denn der Winterroggen muß sich noch vor Winters bestocken, nachher ist es zu spät. Der Weizen aber gedeiht auch noch, wenn man ihn „im Frühjahr mit der Reuthaue suchen muß," denn er bestockt sich erst dann noch, wenn die Wärme den Roggen zum Schossen treibt.

Das Bestocken geschieht durch Austreiben der Knospen an den Knoten der noch kleinen Getreidepflanze, die ein Gras ist. Wenn der Boden kräftig und die Zeit die richtige, die Witterung günstig ist, so bilden sich aus jeder Knospe am Knoten immer wieder 3 Sprossen, so daß man schon im Herbst sehen kann, ob sich der Roggen gut bestockt hat; er hat dann immer 3 : 9 : 27 und mehr Seitensprossen, selten mehr als 36.

Wenn diese 36 alle Aehren bilden, so können, da jede Aehre 10 Aehrchen mit je 2—3 Körnern auf 1 Seite, also 20 auf beiden enthält, — aus Einem Korne 1400—2160 Körner werden. Freilich nur an Einem sehr gut gepflegten Stocke, — im Felde ist man froh, von Einem Korne der Aussaat (nicht vom Stocke!) 3 bis 6, 8—14 Körner in der Ernte zu erhalten. Oft erhält man nur das 3. Korn, — das höchste in Bayern sind im Durchschnitt 14 Körner Roggen von Einem Korne der Saat.

Im Frühlinge säete Raimund vom März an bis Ende April, Gerste noch im Mai und später, Wickhaber zu allen Zeiten des Sommers zum Grünfutter. Da galt ihm als Reihe: zuerst

Sommerroggen — dann Haber (Märzenhaber!) dann Sommerweizen, zuletzt Gerste, — wenn der „weiße Reiter am Wald hält“ d. h. wenn der Schlehdorn blühte.

In Friedenheim, dem Dorfe Raimunds, gab es übrigens darüber Streit, ob man die Saat untereggen oder unterpflügen müsse und es entstanden förmlich 2 Parteien. Hans, der Buchenbauer, schwur, daß er nie die Saat unterpflügen werde, denn man verliere damit an 14 Tage Zeit, denn so viel länger brauche der Keim, um aus der Tiefe heraufzuwachsen und sich zu bestocken, als der blos untergeeggte. Dagegen wollte Sixt vom Empelhof nur unterackern, weil er der Gefahr des schlechten Aufgehens bei Trockenheit sich nicht aussetzen wollte. Raimund hielt die Mitte in diesem uralten Streite, indem er wie überall sagte: ich unterscheide!

„Ein Samenkorn braucht, wie man von der Natur leicht lernen kann, nicht mehr zur Decke, als es selbst dick ist. Leichte Gras- oder Mohnsamen, auch Fichten- und Föhrensamen keimen oft schon und wachsen an, wenn sie nur oben aufliegen. Die Eichel und Büchel will schon das abgefallene Laub ihres Mutterbaumes. Wenn das Getreide Feuchtigkeit genug findet, wird es am besten nur leicht untergeeggt — und dann gewalzt. Wenn aber im Herbst oder Frühling lange anhaltende Dürre herrscht und der Boden noch überdieß leicht ist, dann pflüge ich seicht unter, tief niemals. Auch keimen unter 6 Zoll viele Samen gar nicht mehr, weil sie zu wenig Luft haben. Der Kleesamen keimt schon unter 1 Zoll Erde schwer und kleine Sämereien bringt man daher am besten blos mit der Dornegge unter oder walzt sie ein. Auf schweren Lehm- oder Thonböden kann man Klee zwischen Roggen oder Waizen nur ausstreuen, so keimt und wächst er schon.

„„Ich unterscheide!““ sagte der Schüler, als er einen Mehlwurm in der Suppe fand, zwischen Nachtigallen und Studenten, so schloß Vater Raimund seine Erklärung. Zum Keimen gehört Wärme, Luft und Feuchtigkeit und man muß sorgen, daß diese 3 da vorhanden sind, wo der Samen liegt. Also!“

„Aber die Kartoffeln, die Kartoffeln!“ schrie Hans, die sind so dick und keimen ganz unbedeckt schon und ebenso, wenn man sie 6 Zoll und darüber unter die Erde bringt. Wie steht's da, du Siebengescheiter?

Raimund lächelte und sagte: die Kartoffeln sind gar kein Samen, sondern ein alter mit Mehl angefüllter und mit Knospen (Augen) versehener, unterirdischer Stengel vom Vorjahr, wenn sie gelegt oder gesteckt, aber nicht gesäet werden. Die Kartoffeln werden am

besten seicht gelegt in lockeren, warmen und trocknen Boden. Sie wollen zum guten Gedeihen mehr Luft haben, als andere Pflanzen, müssen daher viel bearbeitet, gehäufelt und beschäufelt werden.

Für die Zeit zum legen gilt:

Legst mich früh,
Komm ich, wann ich will.
Legst mich spat,
Komm ich, sobald ich mag.

Das heißt, die Kartoffel keimt eben, wenn sie die nöthige Wärme im Frühlinge findet. Und

„Stanislaus
Kommen die Kartoffeln heraus!"

ist nicht immer wahr, ja gar oft werden den ganzen Mai durch noch Kartoffeln gelegt, — die großen zerschnitten, von vorn nach hinten, daß an jedem Stück noch einige Kopfaugen sind, die mittleren ganz, die kleinern gar nicht. Aus kleinen Kartoffeln werden kleine und selten viele.

„Woher doch nur das viele Unkraut kommt, das unter unserem Getreide wächst, Vater?" fragte einst Raimunds Söhnchen Philipp. „Ich unterscheide!" antwortete der Vater bedächtig und fuhr fort: Unkraut kann schon im Acker gewesen sein, ehe man säete, und das wurde eben durch die vorhergehende Arbeit nicht vertilgt, was ein Fehler war. Aber Unkrautsamen kommt auch mit schlecht geputztem Getreide auf den Acker. Und gerade das ist das gefährlichste, weil es eben ein äußerst anhänglicher aber schlechter Kamerad des Getreides ist, der es überallhin, auf die Tenne und den Getreideboden, zuletzt wieder auf das Feld begleitet, mit ihm wächst, blüht und reift.

Diese Ackerunkräuter sind wohl so alt, als das Getreide selbst und kann man aus ihnen die Heimath des letzteren errathen.

Merkwürdigerweise sind auch überall auf der Erde nahezu die meisten dieselben, wo nemlich Getreide gebaut wird.

Dahin gehören die Kornrade, die schöne blaue Kornblume und die Klitsche oder der Ackermohn, der Hederich und Senf selbst, der kleine Feldsalat, der giftige Taumelloch und viele Trespen wachsen nur gut unterm Getreide."

„Die Quecken aber auch und der Sauerampfer!" warf Hans, der dazugekommen war, ein „und diese stecken doch nicht unter dem Getreidesamen?"

„Nein, Nachbar, erwiederte Raimund. Diese kommen aber auch nicht mit Samen auf das Feld, leben viel länger als das

Getreide und sind eigentlich nicht Getreidefeinde, sondern Ackerfeinde, die man nur durch eine gute Bracharbeit in trockner Sommerszeit zerstören kann, die Samenunkräuter kann man aber schon mit dem Sieb, der Rabenschaukel und der Putzmühle herausbringen, wenn man recht fleißig ist. Mit den Sortirvorrichtungen bei den Dreschmaschinen geht es noch besser und leichter.

„Aber den Kleeteufel,“ fiel Hans triumphirend ein, „den bringt doch keine Maschine heraus.“

„Den Kleetödter oder Teufelszwirn meinst du, der unter dem Klee, auch unterm Flachs häufig vorkommt. Allerdings, die Flachsseide, wie man dieses Unkraut von einer Art her auch nennt, hat so kleine, dem Klee, namentlich dem Weißkleesamen ähnliche Samen, daß man sie auch mit Kleeputzmühlen schwer herausbringt. Allein ich habe sie auch selten unter dem Kleesamen gefunden und glaube, daß sie oft mit dem Mist auf die Felder kommt; gewiß aber nicht immer, denn der Klee kommt oft erst mehrere Jahre nach der Düngung, als Zwischensaat mit Gerste oder Haber, vor welchen Kartoffeln oder andere Brachfrüchte mit Dünger im Felde standen. Jedenfalls aber sollte man den Teufelszwirn nicht mitverfüttern, wenn man ihn im Klee oder Gras findet. Seine feinen Samen werden nicht verdaut und kommen mit dem Mist wieder auf das Feld.“

So viel Gutes auch Raimund Anderen rathen konnte, so wußte er sich doch in einer Frage der Aussaat nicht zu helfen, — nemlich ob breitwürfig säen, wie gewöhnlich — oder in Reihen mit Maschinen?

Daß auch das Getreide, wie Kartoffeln oder Rüben, besser wachsen werde, wenn man es in Reihen säe und bearbeite, also eigentlich brache, schien ihm annehmbar, — daß aber auch eine Säemaschine dazu gehöre und diese für einen kleinen Bauer zu viel koste, daß man zur Saatbestellung dann auch mehr Zeit brauche und das Feld von Unkraut rein und locker sein, auch nur kurzen Mist haben dürfe, war wieder klar. Doch dachte er daran, mit einigen Ortsnachbarn zusammenzustehen, und eine solche Reihensaatmaschine in Genossenschaft zu kaufen. Aber ein großes Bedenken konnte er nicht überwinden. Er zweifelte nemlich, ob durch die Bearbeitung des Feldes oder die Reihensaat allein das Getreide so viel ergiebiger wachsen werde, wenn nicht künstlicher Dünger in Pulverform oder aufgelöst wie Pfuhl oder Odel noch dazu kämen. Und diese waren ihm in seiner Gegend noch zu theuer. Das aber hielt er für gewiß, daß die Reihensaat in Verbindung mit Dünger

und Bearbeitung die höchsten Erträge, selbst bis zu 9 Schäffeln von $^1/_3$ hectare oder 1 bayer. Tagwerk, bringen müßte, und gelobte sich auch, mit anderen Genossen solche Dünger zu kaufen, wenn sie nemlich durch ihre Wirksamkeit sich bezahlten und landesüblichen Gewinn brächten.

Einst wurde Raimunds Kenntniß von der Aussaat auf die Probe gestellt.

Man legte im Dorfe den alten Schüttboden neben dem Rentamte ein und fand beim Abbruch der Mauer eine geheime Kammer ganz mit Roggen angefüllt, an 60—70 Schäffel, welche eingemauert waren und von welchen Niemand etwas wußte. Es mußte in Kriegszeiten oder in theueren Jahren in alter Zeit, vielleicht im 30jährigen Kriege eingemauert worden sein, um es vor beutegierigen Haufen oder hungernden Rotten zu verbergen. Das Getreide sah noch gut aus, roch aber eigenthümlich und war etwas röthlich.

„Keimt das noch, eingeeggt oder untergeackert?“ rief Hans und hielt unserem Raimund eine Hand voll hin. „Sicherlich nicht mehr, antwortete Raimund, obwohl ich von einem Mumienweizen gehört habe, der in den gemauerten Todtenhöhlen der Aegypter und zwar mit den getrockneten, wohlerhaltenen, über 2000 Jahre alten Todten selbst oder den Mumien gefunden wurde und gesäet wieder gekeimt haben soll. Dort regnets freilich so viel wie gar nichts und Luft kann doch zutreten, was bei diesem alten Roggen nicht der Fall war. Ich glaube es aber doch nicht, denn das Getreide verliert bei uns schon nach einigen Jahren seine Keimkraft und wenn man es nicht oft umschaufelt nach dem Aufschütten und im Sommer, keimt schon vieles nach dem ersten Jahre nicht mehr. Darum säet man jetzt auch überall gutes neues Getreide, was einem durch die rasch arbeitenden Säemaschinen, die freilich die Samen nicht quetschen dürfen, leicht genug gemacht ist.

Etwas länger behalten die Hülsenfrüchte als Erbsen, Wicken, Bohnen ihre Keimkraft, am längsten Gurken und Kürbisse. Große Hitze, wie die beim Malzdarren z. B., tödtet die Keimkraft, die größte Kälte nicht, außer die Samen seien bereits im Keimen begriffen. „Was man säet, wird man auch ernten!“ so schloß er bedeutsam seine Antwort.

Der Kerzenhasel und die Krisis.

Zu Brunnthal im Bibergau ist zu meinen Zeiten eine Geschichte passirt, die Mancher mit Nutzen hören könnte.

Dort lebte in den fünfziger Jahren der Bauer Balthasar auf dem Kerzenhof, kurzweg nur der Kerzenhasel genannt, der noch über 300 Tagwerke Acker und Wiesen besaß, nachdem er schon viel Wald und Weidegrund früher verkauft hatte.

Hasel lebte als Wittwer mit nur seiner Tochter, Walburga, die ihm Haus hielt und zur Zeit unserer Geschichte eben 22 Jahre alt war. Sein Hauptgehülfe in der Arbeit war ein alter Baumeister, der treue Kaspar, der ihm in seinen Anordnungen folgsam war und Alles galt. Auf dem Kerzenhof ging alles nach der Schnur, — aber nach einer sehr alten! Da ward alles Feld in 3 Feldern bebaut, davon Eines Brache blieb und zwar leere. „Traidt, Traidt" war Hasels erstes und letztes Wort, — die Kartoffeln baute er gar nicht, den Klee nur Einmal, aus Großthuerei eigentlich, um den Nachbarn zu zeigen, daß ers auch könne. Da umzäunte er aber das Feld, das er wie ein Gartenland hatte zurichten lassen und düngte unsinnig — natürlich, damit er nicht auffaß.

Die Wiesen lagen im Flußthal, hatten einige Nahrung von Untergrundwassern, wurden aber ausgeschunden, so lange sich ein Halm blicken ließ. Den Rindviehstall besuchte Hasel selten, um so mehr lagen ihm die Rosse am Herzen. Allen Neuerungen abhold, war er im Herzen doch voll Hochmuth über sein Können und meinte, über seine altererbte Weisheit gehe nichts.

Das war denn so viele Jahre erträglich fortgegangen, obgleich Hasel wie Kaspar zeitweise bemerkten, sie fänden die Kornernten gar nicht mehr so reichlich und die Körner so schwer wie ehedem, als noch die Gemeindeweide unvertheilt und die Waldweide nicht abgelöst war. Darum jammerten sie über die schlechten Zeiten, die jetzt wären und beklagten den Verlust der alten guten Zeit, wie überall. Hasel legte nicht allein nichts zurück, sondern mußte selbst Schulden machen, obgleich alles arbeitete, wie sonst auch, ja mehr noch.

Inzwischen kamen die Schiffe, welche der Dampf trieb, — es folgten die Eisenbahnen, an welche sich der Telegraphendraht anschloß, — man sägte ganze Wälder mit Dampfkraft zu Brettern, man kochte, dämpfte, destillirte Branntwein — mit Dampf! man drosch und mahlte — mit Dampf! Hasel hatte sich mehr aus

Curiosität auch eine Dreschmaschine, aber mit Göpel, gekauft und lobte sie im Stillen.

Da trat auf einmal ein Zustand ein, der den Bauer in ganz Deutschland bis zur Betäubung verwirrte. Es waren Mißjahre eingetreten, es gab wenig Getreide allüberall und doch war auf dem Markte genug und wohlfeil dazu! Die Eisenbahnen hatten es aus den entferntesten Ländern herbei gebracht! Dazu kam noch, daß man in der Stadt immer schwerer Geld auf Hypotheken aufbringen konnte und noch obendrein die dargeliehenen Kapitale gekündet wurden.

Denn, so sagten sie in der Stadt, wir legen unser Geld in Eisenbahnbauten, Staatspapieren und andern Papieren gerade so sicher wie in der Landwirthschaft an und haben keine Schererei mit den Zinsen und mit dem beliebigen Hereinbringen des Kapitals. Unsere Papiere haben Zinskoupons, die auf dem Markt wie baar Geld umlaufen und dürfen wir sie nur abschneiden, ohne jegliche Mahnung oder gar gerichtliche Klage. Es hatte sich also der Glaube an die bevorzugte Sicherheit der Kapitalanlagen auf Grund und Boden verloren und überdies ward das Mißtrauen in die Möglichkeit guter Verzinsung beim landwirthschaftlichen Betrieb größer. Kein Geld und kein Kredit! Zwar hatte Hasel nur 10,000 fl. Schulden in 1. Hypothek auf seinem Gute, und zwar von der Bank mit Unkündbarkeit und Annuitätenzahlung, d. h. mit dem Zins von 5% tilgte sich auch das Kapital, — freilich erst in 43 Jahren. Sein Hof war aber auf 50,000 fl. geschätzt worden und Hasel sah also seine Schulden für unbedeutend an. Das müßte noch lange dauern, bis es ihm an den Hals gehen könne, so meinte er. Aber da traf ihn das Hagelwetter und es blieb ihm nichts zum Zinszahlen übrig, — das anderemal gingen 2 Ochsen und mehrere Kühe an der Lungenseuche zu Grunde und ein dürres Jahr, welches dazu kam, nöthigten ihn fluggs noch 2000 fl. dazu zu borgen. Da er sich schämte, wieder an die Bank zu gehen, noch mehr aber, von den Stiftungsgeldern der Kirche oder bei anderen reichen Bauern, die seines Gleichen waren, zu leihen, so gerieth er in die Hände von Levi Nevach, einem Güterhändler in der Nähe und errichtete eine 2. Hypothek, aber kündbar und ohne Annuitätenzahlung! Nun kam die Krisis — d. h. die Zeit, in welcher die Güter spottwohlfeil wurden, weil Waaren genug am Markt und doch kein Kredit bei den Landwirthen war. Der Kerzenhasel brauchte wieder Geld zur Zins- und Steuerzahlung, mußte 5% zahlen und erhielt

aus seinem Betrieb nur 3%! Er hörte von Gütern, die auf ¼ ihrer Schätzung herabgesunken waren. Man konnte Güter um wenige tausend Gulden kaufen, die vorher auf 50—60,000 fl. geschätzt worden waren. Man hörte, daß Leute Haus und Hof verlassen mußten, weil sie keine wenigen hundert Gulden geborgt erhielten, um ihre Zinsen zu bezahlen. Da überfiel den Hasel eine große Angst und Kaspar sah so finster drein, wie ein rußiger Theerkessel.

Auch Levi Revach stellte sich ein und sprach von schlechten Zeiten, zog die Augenbraunen mächtig in die Höhe und klagte über die allgemeine Geldnoth. Er ließ deutlich merken, daß er Kapital und Zinsen nöthig habe und wohl nächstens kündigen könne. Da waren trübe Zeiten im Kerzenhof und die arme Burgei mochte sich noch so sehr plagen, sie konnte doch kein freundliches Gesicht vom Vater erhalten. Ohne Geschwisterte führte sie ohnedem nur ein ganz einförmiges Leben. Hätte sie nicht auf dem Kirchengang die Mutter Margareth vom Leuchsenhof kennen gelernt, so hätte sie kaum auch nur einen Ort zum Heimgarten gehabt. Dieser Leuchsenhof war ziemlich das Gegentheil vom Kerzenhof und verdient wegen der Bedeutung, die er in unserer Geschichte hat, unsere ganze Aufmerksamkeit.

Eigentlich war das weder ein großer, noch ein alter Hof, sondern ein eben erst zusammengekauftes, neugebildetes kleines Bauerngut, welches ein junger noch lediger Mann, der aus Franken eingewandert war, Namens Franz Leuchs, gegründet hatte.

Franz Leuchs war noch sehr jung mit Auswanderern in die Niederlande gekommen, hatte dann in den Rheinlanden und Belgien auf vielen Gütern als Knecht gedient und sich ein schönes Stück Geld erübrigt. Als nun sein Vater plötzlich gestorben war und seine Mutter ihm geschrieben hatte, daß er heimkehren und die kleine Ackerwirthschaft übernehmen solle, that er dieß, erkannte aber zugleich, daß er in der Heimath keine günstige Stelle für Entfaltung seiner Thätigkeit finden könne. Denn da war Alles arg zersplittert, die Bevölkerung sehr dicht und Grund und Boden sehr theuer, weil die vielen Menschen sich damit vor Allem eine ständige Arbeitsgelegenheit verschaffen wollten, da kostete ein Tagwerk Landes 5—600 fl., eine Thalwiese gleicher Größe über 1000 fl., und sein Erbe war nur klein.

Mutter Margareth, welche die Tochter eines Lehrers gewesen war und mehr als gewöhnliche Schulbildung besaß, war gern bereit

mit Franz auszuwandern, aber nur in dünner bevölkerte Gegenden Deutschlands, nicht in ferne Länder.

So denn hatte Franz sein Anwesen in Franken gut verkauft und mit dem Erlös und seinem Ersparten im Bibergau nahe bei dem Orte Brunnthal sich ein heruntergekommenes Anwesen mit 60 Tagwerk Grund und Boden gekauft, welches Land er in guten Zustand versetzen wollte. Er hatte jetzt ein fast 10mal so großes Besitzthum, als das in seiner Heimath war und fing nun, wie er sagte „flämisch“ zu arbeiten an.

Der Kerzenhasel sah ihm zuerst nur mit großer Geringschätzung zu und nannte ihn im Gespräche mit andern mitleidig nur den „Fretter“. Allmälig ging sein Mitleid sogar in Scherz über und wenn sich beide Bauern begegneten und grüßten, was Franz sehr leutselig immer that, so machte der Haselbauer leicht ein paar Späße: „Nun wie stehts heuer mit der „Dickwurz“? Ist sie so fett und schwer gerathen, wie der Ochsenwirth von Eichelfing?“ fragte er dann und Franz antwortete lächelnd: „Dicker wie das Heidelberger Faß, Nachbar, wir werden wohl eure Rappen leihen müssen, um sie herausreißen zu lassen.“

Oder ein andermal, als ihm Franz mit seinem Kuhgespann begegnete: „Das Oktoberfest kommt, Franzl! welchen von Deinen Füchsen läßt Du denn mitrennen?“ „Den, Nachbar, der nicht hebräisch kann.“ Ohne Stiche ging dieses Spötteln nicht ab und Kaspar der Baumeister wurde gleich ganz grob.

So schlich sich allmälig in des Haselbauers Herz geheimer Groll ein, denn er sah, daß trotz seiner Prophezeihung der Leuchsenbauer „sich gut machte.“ Er war schuldenfrei, vermehrte immer noch seinen Viehstand und verbesserte sein Gut außerordentlich. Dieser Groll wuchs sich zuletzt noch ganz abenteuerlich aus, so daß der Haselbauer gerade gern das Gegentheil von dem that, was Franz unternahm. Sagte Kaspar: „Herr wir wollen das Heu hereinbringen, denn es will „grob Wetter“ werden. Der Leuchsenbauer thut's auch,“ — so entgegnete Hasel barsch: „Dummheit! gerade jetzt gar nicht!“

Da trat ein Ereigniß ein, welches endlich die Stellung der Parteien in den beiden Höfen änderte und einen Umschwung anbahnte.

Einst fuhr Kaspar über den nahen Fluß, der reißend war und sein Kiesbette oft veränderte. Jenseits desselben hatten die Bauern, auch Franz, noch Grundstücke und eine Brückenfähre brachte Wagen und Menschen hin und her. Aber die Bauern wagten bei niederem

Wasserstande oft die Furth „durch das Bett", was Franz niemals that, weil er von seiner Heimath, die am Main gelegen war, so viel Unglück schon erfahren hatte.

An demselben Tage war nun auch Franz, jedoch mit der Brückenfähre, über den Fluß gefahren, um Gras zu holen, was auch Kaspar, jedoch mit den besten Rossen seines Herrn, thun wollte. Burgei begleitete ihn und höhnisch auf die Fähre blickend, hatte Kaspar die ihm wohl bekannte Furth so rasch passirt, daß das Wasser hoch aufspritzte, obgleich es über die Achsen ging.

Nachdem beide Fuhrleute, jeder auf seiner Wiese, aufgeladen hatten, fuhren sie heim, Franz mit seinen Ochsen — denn er wechselte mit Ochsen- und Kuhgespann — langsam der Fähre zu und voraus, weil er weniger geladen hatte. Rasch mit überladenen Wagen folgte ihm Kaspar, dessen Rosse schnaubend der alten Furth zurannten. Oben auf dem Graswagen saß Burgei mit einem Rechen und ahnte nicht im geringsten eine Gefahr. Franz war eben an der schwerfälligen Fähre angekommen, als Kaspar in das Ufer der nahen Furth zu trieb.

Ihn freute der Muth des Mädchens, das er freundlich grüßte, als sie nahe vorbei kamen und sinnend hielt er mit seinem Fuhrwerk länger vor der Fähre, als nöthig gewesen wäre.

Kaspar war inzwischen in den Fluß gefahren und gedachte ebenso rasch hinüber zu kommen, wie er herüber gekommen war. Aber die Schwere des nun beladenen Wagens, der lockere Kiesgrund an der einzigen fahrbaren Stelle, der Druck des strömenden Wassers, alles das machte, daß die Rosse trotz Antreibens und Zügelns des Führers von der Furth abkamen, — in's tiefe Wasser geriethen, und rasch hob sich plötzlich der grasbeladene Wagen und schwamm, — die Pferde aber sanken immer tiefer und alles sah, daß die größte Gefahr des Ertrinkens für Rosse und Menschen im Augenblick eingetreten war.

Dieses sehen und in's Wasser springen und an die Stelle der Gefahr eilen, war für Franz das Werk eines Augenblickes, — ihm sprang der Fährmann muthig nach. Eine lange Strecke konnte Franz im Wasser gehen, selbst noch an der Nähe des schon schwimmenden und umsinkenden Wagens hatte er, da er groß war, noch Grund unter den Füßen. Ihm stürzte fast ohnmächtig Burgei vom Wagen herab entgegen und in wenigen Sekunden hatte er sie, der seichten Furth sich zuwendend, in Sicherheit gebracht und war wieder dem Wagen zugeeilt, auf dem noch immer Kaspar fluchend, heulend und antreibend saß, jeden Augenblick in Gefahr,

mit Allem unterzugehen. Franz, dem das Wasser fast bis an den Hals ging, ergriff sofort die Rosse am Zügel und drängte sie aufwärts, der Furth zu, rief dem Kaspar und dem inzwischen herbeigekommenen Fährmann zu, den Wagen gegen die Wasserströmung so viel als möglich zu stemmen — und schnitt nun mit seinem starken Messer, das er immer, sowie einige Schnüre, Nägel und Stricke bei sich trug, den Pferden die Stränge ab, nachdem er die Aufhaltsketten zuerst gelöst hatte. Das erstere war eine lebensgefährliche Arbeit, da die Pferde sehr unruhig waren und bereits die Füße in den Strängen verwickelt hatten. Zum Glück standen sie schon an der seichteren Uferstelle und Kaspar und der Fährmann fanden festen Grund, um den gehobenen Wagen so lange am Forttreiben hemmen zu können, bis die Stränge abgeschnitten waren.

Die Rosse liefen dann dem Ufer zu, die 3 Männer wateten ihnen nach, der Wagen aber trieb auf eine nahe Sandbank, wo er liegen blieb. Das Gras hatte ihn am Untersinken so lange verhindert. Alle dankten vorerst Gott, dem Allgütigen, daß sie aus dieser Noth gerettet worden seien, dann aber drückte Kaspar dem Leuchsenfranz mit erstickten Thränen die Hand und sagte nur: „ich werde Euch's vergelten, wo und wie ich in meinem Leben kann.“ Burgei aber that dasselbe zitternd und erröthend, wie einer sittigen Jungfrau wohl nicht anders zu Muthe sein konnte.

Tief bewegt wateten Franz und der Fährmann auf der Furth an das andere Ufer zurück, wo die alte sichere Fähre und das wiederkäuende ruhige Ochsengespann ihrer harrten. Langsam trieb dann Franz, nachdem er übergesetzt war, nach Hause, während Kaspar mit Hilfe der Fähre und des Fährmannes auch seinen Wagen und das Gras wieder geholt hatte. Die Pferde wurden auch leicht von einigen inzwischen versammelten Leuten, die in der Nähe gearbeitet hatten, eingefangen und so gut es gehen wollte, angeschirrt. Freilich sehr verspätet, aber doch ohne nennenswerthen Verlust kamen endlich Burgei und Kaspar auf dem Kerzenhof an, wo es allerdings gleich einige Donnerkeile setzte, denn Hasel hatte schon vorher von den Leuten den Vorgang, doch unklar, gehört.

Als er aber den ganzen Hergang vernommen hatte, ging ihm namentlich die Gefahr, sein einzig Kind so elendiglich durch Ertrinken zu verlieren, sehr zu Herzen und er dankte Gott inbrünstig. Auch gelobte er sich, Franz nunmehr als Herzensfreund ehrlich und offen zu behandeln.

Dieser Vorgang hatte nun die Verhältnisse sehr umgestaltet, denn der Kerzenhasel, der begütertste und einflußreichste Mann im Dorfe, wurde den Reden unseres Franz mehr zugängig.

Sie sprachen natürlich oft wie alle anderen Einwohner, wenn sie sich begegneten, von den Bedrängnissen der Landwirthe, dem geringen Kredit und gesunkenen Güterwerth und sannen nach, wie abgeholfen werden könnte.

Die Kurzsichtigen wollten vor Allem neue Anlehen, wo möglich vom Staate, — Erleichterung im Schuldenmachen!

Andere wollten, daß man kein Getreide vom Auslande hereinlassen oder es durch hohe Eingangszölle so hoch belasten solle, daß das einheimische Getreide recht theuer würde, begreiflich zunächst zum Schaden Jener, die keines erzeugen. Wieder Andere sagten, man solle den Gläubigern verbieten, Schulden aufzukündigen, auch wenn sie selbst nichts zu nagen und zu beißen hätten. Jedenfalls, riethen manche, solle man einen niederen Zinsfuß gesetzlich feststellen, obgleich dann sicher die Landwirthe gar kein Geld mehr erhalten hätten.

Das Alles verwarf Franz, indem er behauptete, daß nur die Selbsthilfe dem Bauer wie seit Urzeiten helfen könne. Nur durch besseren und wohlfeileren Anbau von werthvolleren Pflanzen oder verbesserte Viehzucht, vor Allem durch Veredlung der Rohprodukte also durch den Fortschritt im landwirthschaftlichen Betrieb könne eine bessere Einnahme und ein gesteigerter Kredit gewonnen werden. „Das ist ein langer Weg“, meinte Hasel — und werden wir leicht alle unter der Gant erliegen, bis er uns zum Ziel führt.“

„Es ist nicht so arg, erwiederte Franz, denn diese schlechten Zeiten bleiben auch nicht, sondern wechseln bald mit besseren ab. Dennoch aber müssen wir auf immer heftiger wiederkehrende Nothstände oder Krisen, wie es die Gelehrten heißen, gefaßt sein. Die Fälle, daß wir wenig ernten und doch das Getreide sehr wohlfeil ist, werden wegen der leichteren Beschaffung vom Auslande her, durch Eisenbahnen und Dampfschiffe, immer häufiger kommen. Also müssen wir entweder das Getreide viel wohlfeiler bauen, was mir nicht recht möglich scheint, oder wir müssen etwas anderes bauen und zwar zunächst das, worin uns unser Boden und unsere Witterung begünstigt. In Franken und am Rhein bauen sie Obst, Hopfen, Reps, Mohn, Tabak, Wein, selbst Gemüse auf den Feldern, was freilich bei uns kaum angeht. Dafür aber wächst bei uns das Futter besser, vorzüglich Gras und Klee, und die Viehpreise steigen immer

höher. Sie sind seit 20 Jahren fast um das Doppelte gestiegen, die Getreidepreise aber sind im Durchschnitt fast gleich geblieben. Darum muß man mehr Futter als Korn bauen, Nachbar!" „Dagegen läßt sich doch, meinte Hasel, noch viel sagen. Das Getreide ist nothwendiger als Fleisch, hat immer eine größere Nachfrage, sein Absatz ist sicherer. Man hat mir gesagt, daß die reichsten und bevölkertsten Länder gar nicht genug Getreide bauen, sondern immer zukaufen. Der Mäuler werden immer mehr, je mehr Getreide gebaut wird und somit bleibt die Nachfrage gleich groß, der Preis hoch. Den größten Theil brauchen die Bauern gleich selbst und nicht weniger für Vieh zur Mast oder Ernährung überhaupt, auch zum Branntweinbrennen. Das Getreid ist die rechte Gabe Gottes, von dem das „tägliche Brod" kommt."

„Aber „der Mensch lebt nicht allein vom Brode", entgegnete Franz lächelnd und fuhr fort: Wenn diese Länder, in welchen ich war, nicht genug Getreide bauen, so geschieht es nur, weil sie durch Anbau anderer Pflanzen mehr gewinnen. Sie bauen Futter oder Handelspflanzen, weil man das Getreide von aussenher wohlfeiler zuführt, als es ihnen ansteht. Dort weiß man den Boden frei zu benutzen und hält sich nicht an die alten Zelgenordnungen, an die Dreifelderwirthschaft, wie wir, oder gar an den Gemeindeweidebetrieb und den Flurzwang. Das war in alten Zeiten wohl nöthig, als der Bauer noch leibeigen war und seine Gülten, Handlöhne, Erbzinsen, Steuern, — kurz seine Lasten darnach festgesetzt und eingeschrieben waren. Jetzt aber sind wir nicht mehr dazu gezwungen und können bauen was wir wollen und in beliebiger Ordnung." „Es hilft aber nichts, entgegnete Hasel, mit der Freiheit auf den Feldern, wenn man nicht den Dünger zu den Früchten hat."

„So ist's richtig, erwiederte Franz, jetzt seid Ihr am Rechten! Dünger genug muß man haben, aber so theuer nur, daß man ihn mit Nutzen oder Vortheil verwendet. Der Mist ist in der Regel der Hauptgewinn bei der Viehhaltung und wer den Mist umsonst hat, bei dem also das Futter und die Wart und Pflege, Ankaufszins und Stallzins durch die Milch, das Kalb oder die Gewichtszunahme gedeckt sind, der darf sich schon Glück wünschen. Doch gibt es noch solche, die mehr herausbringen. Das beste Mittel, Dünger am wohlfeilsten und reichlich zu bekommen, liegt im Wasser. Das Wasser, richtig angewandt zur Bewässerung mit oder ohne Anschlämmung, gibt viel Futter und von einer guten Wässerungswiese ist das Tagwerk mehr als 1000 Gulden werth. „Ei, das wäre! schmunzelte Hasel. Ich hätte gleich einige 40

Tagwerk Wiesen, die am Fluß liegen, aber er bewässert sie nicht!"

„Das muß man eben einrichten und kostet gar nicht so viel. Denn wir haben eigene Wassergesetze, welche die Bildung von Genossenschaften erlauben und ermöglichen, die dann solche Bewässerungswerke durchführen können, ohne vom Widerspruch anderer gehindert zu sein.

„Frisch auf, machen wir uns mit unseren Nachbarn daran, halten eine Versammlung und wenn die Mehrzahl der Gutsbesitzer, die auch ²/₃ der Wiesen besitzen, zustimmen, so tragen wir es dem Bezirksamt vor und bilden eine Genossenschaft. Den Wiesenbaumeister finden wir gleich."

„Genossenschaft?" murmelte Hasel in sich hinein — „das wird schwer halten, die Bauern unter Einen Hut zu bringen. Was ist's denn mit einer solchen Genossenschaft? Man hört in neuer Zeit viel von Genossenschaften zum Credit, zum Ankauf von Maschinen, zu Käsereien, Wiesenkulturen, Entwässerungen u. dgl. Ist's vielleicht soviel wie eine Kameradschaft, die für irgend einen Zweck zusammenhält?"

„Nichts anderes, entgegnete Franz. Am Rhein sah ich sogar Genossenschaften zum gemeinsamen Düngerankauf. Dort klärte man mich auch auf, daß in sehr alten Zeiten die Gemeinden selbst nur als Genossenschaften zur gemeinsamen Benützung von Wald und Weide entstanden seien. Da sich damals Niemand um den Bauer besonders kümmerte, mußte er schon selbst seine Angelegenheiten besorgen und sich so zu sagen selbst regieren. Sie grenzten so ihr Eigenthum an Wald und Weide, Acker und Fluß, Weg und Steg ab und nannten es Mark, sich selbst Märker oder Markgenossen. Noch jetzt haben die Marksteine den Namen davon, wenn auch die alten Märker längst Wasser, Jagd und Wald verloren oder wie das Feld und die Gemeindegründe getheilt haben und in Dörfer aufgegangen sind. Seit hunderten von Jahren hat der Bauer leider allen Sinn für eine genossenschaftliche Besorgung seiner wirthschaftlichen Angelegenheiten ganz verloren und jetzt eben, wo das Geld allen Betrieb erst recht wirksam macht, ist es für ihn dringend geboten, sich dasselbe in Genossenschaft zu verschaffen. Die besten Genossenschaften unter den Bauern sind gewiß die Kreditgenossenschaften, zunächst nur in dem Umfange, daß sie sich als Vorschuß- und Sparkassenvereine je für wenige Dörfer nur ausbilden. Dahin soll Jeder seine kleinen Ersparnisse bringen können und jedes Mitglied soll daraus auch Vorschüsse erhalten; freilich nur immer auf kurze Frist und gegen gute Bürgschaft. Solche Vereine bestehen schon da und dort und gedeihen recht gut."

Diese und ähnliche Unterhaltungen hatten öfter zwischen Hasel und dem Leuchsenfranz statt, an die Bildung einer Bewässerungs-Genossenschaft gingen sie sofort.

Da wurde auf einmal Hasel tiefsinnig und ließ im Eifer für neue Verbesserungen gewaltig nach. Franz grübelte lange über die etwaige Ursache vergeblich nach, bis ihm seine Mutter endlich den rechten Aufschluß gab. Sie hatte nämlich von Burgei erfahren, daß Levi Revach da gewesen und sein Kapital in 2. Hypothek gekündet habe. So groß der Besitz Hasels auch war, so wußte er doch, daß jetzt eben die Kreditlosigkeit so groß war, daß er kaum hoffen durfte, die gekündeten 2000 fl. anderswo aufzubringen — und daß ihm also wirklich und wahrhaftig die Gant über den Hof kommen könne. Zwar hoffte Hasel noch auf Mancherlei, aber die Zinsen an die Bank mußten auch entrichtet werden und wenn Vieh und Fahrniß einmal verkauft werden müßten, dann sei das Verderben die sicherste Folge.

So schwand unter Sorgen und Kummer mit mancher Hoffnung auf bessere Einnahmen das halbe Jahr Kündigungsfrist und nur das Versprechen seines Vetters, des Wirthes in Bruckſee, ihm auszuhelfen, tröstete noch Hasel bis zum letzten Augenblick, obgleich er von diesem bis jetzt doch nur Versprechen, niemals aber Geld, erhalten hatte, während er einen Hof nach dem andern auf der Gant ersteigerte.

„Ich sage Euch, Nachbar, sprach einst Franz zu ihm, der Bauer geht zu Grunde, wenn er nicht zur Sitte seiner Urahnen, zur genossenschaftlichen oder wirthschaftlichen Ausbildung der Gemeinde zurückkehrt."

„Ich denke, es ist viel Wahres in dem, was Ihr sagt, Nachbar, —antwortete Hasel. Aber, wenn z.B. die Bewässerung eingerichtet ist, wird sie auch erhalten und richtig behandelt werden müssen. Was sagen wir unseren Nachbarn darüber, wenn sie uns in der Versammlung fragen?"

„Wir sagen, was der alte Wiesenbaumeister Schmidt in Schwaben sagte:

„Der Hauptzweck der Bewässerung liegt

1) in der düngenden Wirkung des Wassers, dann

2) in der erfrischenden oder anfeuchtenden,

3) in der zerstörenden Eigenschaft des Wassers, und daß man unter Bewässerungen nicht eine Ueberschwemmung der Wiesen versteht, sondern nur einen schwachen etwa $^1/_2$ Zoll hohen Ueberlauf — Ueberrieselung — genannt, der an den Uferkanten der Wassergräbchen nur 1 Dec. Linie stark sein soll wird vorausgesetzt. Denn die eigentlich düngenden Bestandtheile des Wassers

sind leichter (nur zum Theil!) als dieses, schwimmen daher auf der Oberfläche oder in den obern Wasserschichten und gehen deßhalb mit der stärkeren Wasserströmung wieder fort, weil ihnen keine Zeit bleibt zum Niederschlag auf der Grasnarbe.

Die rechte bei weitem erfolgreichste Zeit der düngenden oder Trübwässerung ist im Herbste und beginnt mit Anfang October, von da an wässert man fort bis zum Eintritte des Frostes, jedoch mit dem Unterschiede, daß auf schwerem Boden in flacher Lage des Wassers nach 3–4tägiger Dauer eben so lange ab oder auf eine andere Abtheilung umgestellt wird, auf gutem Mittelboden nach 6—8tägiger Dauer mit 2—3tägiger Unterbrechung, damit der Boden wieder etwas trocknet und die besseren Gräser nicht durch zu anhaltende Feuchtigkeit Noth leiden. Gegen den Winter hin sehe man sich aber vor, daß man bei der Wässerung nicht von starkem Froste überrascht und die Wiese in ein Eisfeld verwandelt werde, was die Grasnarbe stark beschädigt; jedenfalls kehre man aber das Wasser nicht des Abends sondern immer Morgens ab, damit der Boden über Tag wieder abtrocknen kann. Ist aber doch Eis entstanden, so suche man es beim ersten Thauwetter durch etwas starke Bewässerung wieder hinweg zu bringen. Tritt während des Winters durch Thauwetter ein Hochwasser ein, so benutze man dieses zur Nachhülfe etwa zurückgebliebener Stellen oder auf mittelmäßigen Wiesen; gute, schon im Herbste hinlänglich gewässerte verschone man aber damit. Eine Ausnahme von obigen Regeln macht ein gutes Quellwasser, mit ihm kann man wegen seines Wärmegehalts auch den Winter über und namentlich unter'm Schnee wässern, nur darf es nicht zu schwach laufen, weil es sonst leicht einfriert. Die große Ergiebigkeit der auf hohe steile Rücken gebauten Wiesen bei Amorbach bewirkt meist das dortige Quellwasser; dort wurde, wie man heute in der Zeitung liest, am 21. März der erste 1 Fuß hohe Schnitt gemähet*). Auch bei uns in Schwaben, namentlich unweit Memmingen, bestehen solche Wässerungen mit Quellwasser, welche um die Mitte April schon gemähet werden.

Die Frühjahrswässerung gilt mehr als eine Ergänzung der Herbstwässerung, wo diese nicht ausreichte; auf guten Wiesen, welche von jener ein schwärzlich braunes Ansehen als Zeichen genugsamen Wässerns haben, unterbleibt sie bis zum Eintritt wärmerer Witterung, wo man alle 3–4 Tage 1—2 Tage wässert, auf mittelmäßigen und geringen läßt sich jedes Trübwasser ver-

*) Dürfte wohl zu den Ausnahmsfällen gehören.

wenden. Von Anfang Mai bis gegen Mitte Juni wässert man nach Maßgabe des Bodens und der Lage nur die 2., 3. bis 4. Nacht, auf flachen, wenig abhängigen Wiesen mit einiger Vorsicht, weil sich dann leicht bei wärmerer Witterung und mangelndem Wasserabfluß eine hellgrüne Schleimhaut auf dem Boden bildet, unter welcher das Gras erstickt. Gleiches ereignet sich auch oft im März auf guten Wiesen, die man zu lange mit hellem Wasser bewässert. Daher das im Siegen'schen gebräuchliche Sprüchwort: wer wässert im März und Mai, hat Wiesen ohne Heu. Zeigt sich eine frühzeitige Vegetation und es wechseln warme Tage mit kalten Nächten, so wässert man über Nacht, um die schädliche Einwirkung des Frostes durch das wärmere Wasser abzuhalten. Ebenso, wenn später ein Reif bevorsteht; ist man aber von diesem überrascht worden, so stellt man vor Sonnenaufgang Wasser auf und gegen 9—10 Uhr wieder ab.

Gegen die Heuernte hin wässert man immer seltener und in geringerem Maaß, bei Regenwetter gar nicht; 10—12 Tage vor der Heuernte hört man ganz auf, damit der Boden wieder etwas abtrocknet. Die Heuernte selbst soll anfangen, wenn die Mehrzahl der Gräser in voller Blüthe steht, weil später die besten Säfte in den gereiften Samen übergehen.

Nach dem Mähen sollen die Wiesen 8—10 Tage trocken bleiben, damit die Grasstoppeln erst wieder vernarben, d. h. sich schließen. Alsdann wässert man 8 Tage lang jede Nacht etwas stark, hierauf bis gegen die Ohmeternte hin nur die 2.—4. Nacht; Moos wird am besten durch Bewässerung im März oder mit Schneewasser vertilgt.

Endlich sei noch bemerkt, daß auch in der Bewässerung Maaß und Ziel eingehalten werden und keine Uebertreibung stattfinden soll, welche nur schadet. Tiefliegende flache Wiesen bedürfen seltener und weniger Wasser, als hohe abhängige, auf denen schon wegen des schnelleren Wasserablaufs mehr und besseres Futter wächst."

So der Leuchsenbauer. (Vergl. den Anhang pag. 28.)

Aber die Verbesserungen, die Hasel einzuführen nunmehr entschlossen war, kamen zu spät und mit Mühe konnte er von Levi noch eine neue kleine Frist erlangen. Auch sie verfloß fruchtlos und dieser stellte nun wirklich gerichtliche Klage.

Von nun an lagerte sich der Geist des Kummers und der Verzweiflung auf den Kerzenhof, der zur Unglücksstätte geworden.

Mit blassen, eingefallenen Wangen und düster funkelnden Augen irrte Hasel ruhelos durch die Wohnzimmer und Stallungen, durch Boden und Dachräume, durch Scheunen und Schupfen. Ueberall griff er eine kleine Arbeit an, ließ sie aber kraft- und lustlos bald wieder liegen. Er überhörte an ihn gestellte Fragen und stellte dagegen andere und wiederholte sie selbst nach der Beantwortung. Plötzlich heftig erzürnt über Kleinigkeiten, ward er nachsichtig gegen große Fehler, daß Kaspar, den doch gleicher Kummer drückte, sehr bedenklich wurde und ein großes Unglück an der Person seines Herrn selbst zu fürchten anfing. Schon nahm Hasel heimlich Abschied von der Wiege seiner Jugend, von dem Apfelbaum am Scheuneneck, den er gepflegt hatte, von der treuen Rebe, die an der Hauswand rankte, von der Stute, die er aufgezogen, — vom ehrlichen alten Kachelofen der traulichen Wohnstube, vom Dach, vom First, auf dem so früh schon und noch spät in der Dämmerung das alljährlich wiederkehrende Rothschwänzchen sang.

Wenn Burgei ihn so gepreßten Herzens herumwandern sah, füllten sich ihre Augen mit Thränen und ihr Herz mit unnennbarem Kummer, und sie flehte zu Gott, daß er helfend ihren Vater aufrecht erhalte in diesen Nöthen.

So verlief der letzte vom Gericht festgestellte Termin und Hasel wurde zu einer Mittheilung — wohl zur letzten! — auf das Amt gerufen. Wankend und trostlos begab er sich dahin, Niemanden etwas mittheilend, aber betend unterwegs, daß ihm Versuchung fern bleiben möge. So kam er abgehärmt in die Amtsstube, wo ihn der Amtmann erstaunt ansah und theilnehmend sagte: „ei, Hasel, Ihr seht übel aus und braucht doch jetzt Kraft und Muth mehr als jemals. Ermannt Euch und laßt Euch doch nicht ganz vom Kummer lähmen — noch ist Hoffnung genug, Euch herauszureißen. Die Bank hat auf die frei angebotene Bürgschaft des Leuchsenfranz und im Namen der Bewässerungsgenossenschaft der Ihr angehört, die zweitausend Gulden dem Levi Revach abgelöst und sie ihrer ersten Hypothek zugeschrieben, zugleich die Zinsen gestundet. Also heißt es jetzt nur, tüchtig angreifen, damit die Bankzinsen gezahlt werden können. Mit ihnen zahlt man ja aber die Schuld auch zugleich ab! Das ist's, was ich Euch mittheilen mußte."

Offenen Mundes starrte Hasel den Amtmann an und meinte zu träumen, als er die frohe Botschaft vernahm. Endlich begriff er die ganze Wahrheit und ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Mit von Thränen erstickter Stimme dankte er dem Amtmann, der ihm

freundlich theilnehmend die Hand schüttelte und neuerdings Muth zusprach.

Ohne zu essen oder zu trinken eilte Hasel der Heimath zu, zuerst der Kummer, nun die Freude hatten ihm den Appetit verdorben. Erst als er halben Weges am Kirschbrünnlein im nahen Gemeindewald vorüberkam, ging er in das Dickicht und trank aus der Quelle wie Gideons Krieger, indem er sich schwur, nun rasch an die Ausführung der wirthschaftlichen Verbesserungen zu gehen. „Oh Franz, wie schwer habe ich mich gegen dich durch meine Geringschätzung versündigt! und nun kannst du, der kleine Fretter, glühende Kohlen auf mein Haupt legen. Aber du sollst mir nächst Burgei jetzt Alles sein, was ich liebe auf Erden!" so murmelte er vor sich hin, als er heimkehrte.

Angekommen ging er zuerst ins Haus des Leuchsenfranz und hier fand ein Auftritt statt, von dem nie etwas näher bekannt wurde. Man weiß nur, daß von nun an die Wirthschaft am Kerzenhofe sehr umgeändert wurde. Die Wässerungsgenossenschaft kam rasch zu Stande, ein Wiesenwärter wurde aufgestellt und binnen Jahresfrist hatte Hasel mehr als doppelt soviel Heu als früher.

Auf dem Felde wurde in die bestgedüngten kraftreichen Zelgen in der Nähe des Hofes auch die größte Sorgfalt verwendet und Bohnen, Rüben, Kohl wechselten mit Kleegras, alle in üppigster Fülle, — auf das an Bodenkraft gleichbleibende entferntere Land kam im Fruchtwechsel Getreide und die kraftarmen Außenschläge wurden nur für Futter, Streu und Weide noch genutzt. Alles muß nach seinen Kräften tragen, meinte Franz, der Hasel zum Obmann der Genossenschaft vorgeschlagen hatte, als man ihn selbst wählen wollte. Nach 2 Jahren schon hatte Hasel seinen Viehstand verdoppelt und konnte jährlich nebst den Zinsen noch 1000 fl. vom Kapital der Bank zurückzahlen, vor Allem aus den Erträgen einer genossenschaftlich errichteten Käserei, welche schließlich ein Schweizer für sich übernahm. So hatte der Leuchsenfranz das Dorf allmälig wieder ganz zur Genossenschaft zurückgeführt und gemeinsam hatten sie ihre Dresch- und Häckselmaschinen, ihre Back- und Röstöfen, — gemeinsam eine rationell angelegte und betriebene Fohlen- und Viehweide, gemeinsam ihre Bewässerung und Wiesenpflege, ihre Milchnutzung, und der Flurschütz war zugleich genossenschaftlicher Wiesen- und Baumwärter, der Gemeindediener zugleich ein gelernter Maschinist, der Hirt in der thierärztlichen Nothhilfe erfahren und rasch ward so neben der politischen auch die wirth-

schaftliche Gemeinde eingerichtet, Allen zum größern Nutzen. Hier gab es keine Klage über Ansässigmachung oder Arbeitermangel oder Armenpflege, denn überall gab es gut bezahlte Arbeit genug.

Da endlich machte sich Franz auf und zog seine besten Kleider an, steckte einen Strauß von den schönsten Blumen seines Gartens vor die Brust und ging zu Nachbar Hasel, um nach der Väter Weise um Burgei zu freien. Denn so sehr Franz die Neuerung in der Wirthschaft liebte, wenn sie eine Verbesserung war, so zäh hing er an der guten alten Sitte und dem Glauben der Väter, denn, sagte er, hier wird nichts erfunden.

Hasel nahm sein Ansuchen freundlich auf und als auch Burgei erröthend ihr Ja sagte, gab er dem künftigen Schwiegersohn das höchste Maaß seiner Freundschaft zu erkennen, indem er ihm die derbe schwielige Hand schüttelte, was sonst bei ihm nicht häufig vorkam.

Und der Leuchsen- und Kerzenhof wurden Eins und Hasel verlebte seine Tage in Frieden als wohlhabender Mann bei seinem Schwiegersohn. Aber man durfte das Wort „Krisis" in seiner Gegenwart nicht aussprechen, ohne daß er immer wieder in große Angst gerieth. Und als er im hohen Alter einmal erkrankte und der Doktor das Wort fallen ließ, nahm er die heiligen Sakramente und starb.

Anhang.

Genossenschafts-Vertrag.*)

Die Endesunterzeichneten haben heute eine Genossenschaft zur Anschaffung einer Dampfdreschmaschine und Lokomobile gebildet und hiefür nachstehende Bestimmungen festgesetzt:

§ 1. Die gekauften Maschinen sind zunächst bestimmt, das eigene Getreide der Mitglieder und dann in Lohn zu dreschen, es kann aber die Lokomobile, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, auch zu andern Zwecken verwendet werden.

§ 2. Für den Ankauf wurde eine Dampfdreschmaschine und Lokomobile von ... Pferdekraft bestimmt und die hiezu nöthige Summe in der Art aufgebracht, daß je ein Mitglied von der ihm laut Antheilschein treffenden Gesammtsumme ein Drittel in acht Tagen nach Unterzeichnung gegenwärtigen Vertrages, die übrigen zwei Drittel dagegen in . . . . . Fristen an den Genossenschaftsausschuß oder Cassier bezahlt und von diesem auf dem Antheilschein vorschriftsmäßig quittirt wird.

§ 3. Die Genossenschaft bildet unter sich einen Gesammt-Ausschuß, bestehend in:

a) einem Vorstand,
b) einem Cassier,
c) zwei weiteren Ausschußmitgliedern,

*) Aus dem landw. Vereinskalender pro 1869.

welcher Namens der General-Versammlung die von derselben gefaßten, schriftlich niedergesetzten Beschlüsse unterzeichnet.

§ 4. Der Vorstand übernimmt die Vertretung der Genossenschaft als solche, sowie die Leitung des Betriebsgeschäftes, beides mit der Verpflichtung, alle Rechte und Vortheile der Genossenschaft so viel wie möglich zu wahren. Hinsichtlich des Betriebs und zunächst der Verabfolgung der Maschinen hat er sich an die desfalls von der Generalversammlung gegebenen Beschlüsse zu halten.

§ 5. Der Kassier führt die Aufschreibungen über die Einzahlungen. Er erhebt einerseits nach den vom Vorstand erhaltenen Anweisungen alle Einnahmsbeträge und zahlt anderseits alle Ausgabeposten der Gesellschaft, für welch beide er alsdann persönlich haftet. Er stellt der General-Versammlung Rechnung.

§ 6. Die Ausschußmitglieder stehen dem Vorstand und Cassier berathend zur Seite und versammeln sich während der Betriebszeit alle Monat einmal zur Einsichtnahme und Berathung der betreffenden Genossenschafts-Angelegenheiten.

Die Ausschußmitglieder können nur durch die von der General-Versammlung gewählten Ersatzmänner vertreten werden.

§ 7. Eine General-Versammlung wird durch Einladung des Gesammt-Ausschusses an alle Genossenschaftsmitglieder berufen. Verhinderte Mitglieder können sich durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen, welcher sich aber beim Vorstand mit schriftlicher Vollmacht ausweisen muß. Mitglieder, die nicht selbst erscheinen, oder Bevollmächtigte senden, haben sich den Beschlüssen der General-Versammlung zu fügen. In der Regel findet jährlich einmal General-Versammlung und zwar am ten statt.

§ 8. Die General-Versammlung verfügt über alle Angelegenheiten der Gesellschaft und sind deren Beschlüsse bindend für alle Genossen. Die General-Versammlung entscheidet alle vorkommenden Differenzen und genehmigt das Betriebsreglement.

Entscheidungen der General-Versammlung erfolgen im Wege der öffentlichen Abstimmung auf Grund absoluter Stimmenmehrheit. Bei gleichen Stimmen entscheidet der Vorstand.

§ 9. Alle der Genossenschaft wie immer zukommenden Haftungen werden von den Mitgliedern derselben nach Verhältniß ihrer Einzahlungen getragen, ebenso richten sich hiernach ihre Ansprüche am Vermögen der Gesellschaft und deren Gewinn.

§ 10. Die Auflösung der Gesellschaft kann nur stattfinden, wenn zwei Drittel der Mitglieder dafür stimmen. Die vorhandenen Aktiva und Passiva sind alsdann nach Verhältniß des Antheils zu vertheilen oder zu tragen.

§ 11. Durch Unterzeichnung dieses Vertrags von den anwesenden Genossenschaftsmitgliedern werden die vorstehenden Bestimmungen rechtskräftig und der Vertrag bindend.

. . . . . am 186

Ein anderes Muster ist folgendes:

1) Die Unterzeichneten treten in eine Genossenschaft zusammen, um eine Dampfdreschmaschine für die Summe von . . . . fl. zu kaufen und auf

gemeinsame Rechnung betreiben zu lassen. Jeder Genosse übernimmt einen seiner Einlage entsprechenden Antheil am Gewinne, oder etwaigen Verluste.

2) Das ganze Geschäft leitet ein Ausschuß von drei Mitgliedern, welcher alljährlich vor Beginn der Dreschzeit von sämmtlichen Genossen gewählt wird.

3) Der Ausschuß ernennt aus seiner Mitte einen Geschäftsführer, der die Ausschußbeschlüsse zu vollziehen hat, namentlich aber Einnahmen und Ausgaben besorgt und Rechnung stellt.

4) Die reine Einnahme wird unter die Genossen nach Verhältniß ihrer Einlage vertheilt, ein entsprechender Betrag jedoch vom Rechnungsführer zurückbehalten, wenn für das neue Geschäftsjahr baare Mittel zur Bestreitung etwaiger größerer Reparaturen erforderlich sein sollten.

5) Jedes Mitglied kann aus der Gesellschaft austreten, wenn sein Antheil von einem anderen Gesellschafter übernommen wird, oder wenn mit Genehmigung des Ausschusses statt des Austretenden ein neuer Beitritt erfolgt.

6) Die Genossenschaft löst sich auf, sobald wenigstens $^3/_4$ aller Mitglieder dieses beschließen. Die vorhandenen Maschinen werden dann versteigert und der reine Erlös unter die Gesellschafter vertheilt.

Wir geben vorstehende Vertragsmuster, nachdem die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Wien in der Hinausgabe von solchen Mustern ein Mittel zur Entwicklung des Genossenschaftswesens erblickt hat.

Das Gewissen.

1.

Es war an einem der nebligen Oktobertage im Jahre 1830, als man in früher Morgenstunde 2 Männer in der bäuerlichen Tracht der Gegend auf der Straße rüstig nach dem 5 Stunden entfernten Gerichtssitz wandern sah. Die Straße zog an Hügeln und Gehängen, die bald von kleinen Wäldchen gekrönt, sonst aber überall von Feldern umsäumt waren, dem Thale nach, welches ein Flüßchen in zahllosen Krümmungen durchschlängelte und die Ursache einer außergewöhnlich großen Fruchtbarkeit der das Thal selbst bildenden Wiesen wurde. Hier lag der Ersatz aller von den Höhen des Getreidelandes weggeführten und verkauften feuerfesten Bestandtheile des Getreides, — hier lag der Gewichtsausgleicher zwischen Erschöpfung und Ersatz und so gut wußten dieß die Bauern, daß ihre Wiesen bei gleicher Bodenbeschaffenheit und Größe doch 2—3mal soviel kosteten, als nahes Ackerland, nur die kraftreichen Dorfäcker ausgenommen, welche überhaupt nur selten zu haben waren.

Im Wiesenthal lagerte noch dichter Nebel, während auf den Hügeln er dünner wurde, hie und da schon zerriß und die Sonne durchblicken ließ. Doch weideten auf den Thalflächen die Heerden der dicht am Thalrande sich folgenden Dörfer und Weiler.

Der Arbeit nachgehende Bauersleute begegneten den 2 Wanderern, deren heftiges und lautes Sprechen sie schon längst gehört hatten, noch ehe sie der Nebel selbst erkennen ließ.

Man begrüßte sich kurz — und fürbaß schritten die beiden.

Die Sonne stieg höher, die Nebel hatten bereits die Hügel geräumt, zerrissen im Thal und schoben sich in Masse gegen die Wälder, um dort mit dem fallenden Laub tröpfelnd und rieselnd zu verschwinden; lauter ward das Leben auf den Thalwiesen, die Stimmen der Hüter der Rinder, südwärts ziehender Vogelschaaren, mischten sich unter die Töne der Pflüger am Hügellande. Nur die Krähen bezogen ihre Standorte, wie alltäglich, die Meisen zirpten an den Bäumen, die Sperlinge badeten im Sande, — nichts schien diese Gäste von der gewohnten Stätte vertreiben zu können. Myriaden von Spinnfäden zogen von Halm zu Halm, vom sterbenden Blatt, vom Dorn und Ast der Hecke zum anderen, gleich als wollten sie sich damit an's fliehende Leben binden, — der alten Weiber-Sommer, den die Mittagszeit zu fliegenden Schleiern vereinigte, welche in allen Höhen die Luft durchschwammen.

Abend wards. Schon lugten neue Nebelwolken aus dem Walde hervor, aus dem Flußthale herauf, als man dieselben Wanderer vom Gerichtssitze zurückkehrend dieselbe Straße heimwärts ziehen sah. Ihr lautes Sprechen war zum Streiten geworden und heftige Geberden mit Armen und Stöcken gesellten sich dazu. In der Nähe einer einsam stehenden Mühle, welche der Fluß hart an den Hügel geschoben hatte, auf welchem die Landstraße hinzog, zweigte sich ein Fußweg ab, der über ein kleines Gehölz zog und einen bedeutenden Vorsprung gegen die auf Umwegen ziehende Straße bot. Dahin bogen die beiden Wanderer ein.

Als Leute der Mühle den kommenden Sonntag beim Kirchengang davon hörten, daß ein Mann aus dem nahen Dorfe W., den sie wohl kannten, seit seinem Gang in den Gerichtssitz fehle und nicht nach Hause gekommen sei, erfuhren sie bald von anderen Landleuten, daß am bezeichneten Tage nur Ein Mann aus dem Hügelwäldchen auf dem bekannten Fußpfade Abends heraus- und nach Hause zu ging. Es war der ihnen gleichfalls wohlbekannte Bauer Andreas Brehm, vom gleichen Orte W.

2.

In diesem Orte lebte Andreas verheirathet auf dem ererbten Bauerngütchen, armselig, aber fleißig, seit der Zeit als er denken konnte. Eben ein hoher dreißiger war er bekannt als ein streng religiöser, unermüdlich rühriger, sehr starker und kerngesunder Bauer, der gerne nachsann, „spekulirte", wie er seine Verhältnisse bessern könnte, denn er hatte Schulden mit dem Gute überkommen, bereits 3 Kinder und noch 2 Schwestern im Hause, kurz er war ein vielgeplagter Kleingütler, dem bald Nässe oder Dürre, Frost oder Schauer, Kapitalkündung oder nur Einer Kuh Sterben, den Untergang drohten. Und wann kommt der Landwirth ungerupft durch ein Wirthschaftsjahr? Gern reich werden und oft unbezähmte Heftigkeit waren die einzigen üblen Seiten dieses zähen, charakterfesten, sehnigen und kräftigen Bauers nach der alten Zeit, der in einmal gefaßten Vorsätzen noch den ganzen Eigensinn seines Standes dazu besaß. Deshalb lockte ihn gewagter Handel mächtig an und in Getreide und Pferden wurden Geschäfte versucht.

So gerieth Andreas auf einmal in eine neue kleine Schuld von etlichen und 200 Gulden, die ihm Franz Judech auf Handschrift lieh. Dieser war ein lediger Mann höheren Alters, schon kahlköpfig, ohne Weib und Kind, sehr sparsam, ja knauserig lebend und gern gegen hohe Zinsen von seinem immerhin erklecklichen Baarvermögen ausleihend. Und so kamen, als der letztere sein Darlehen zurückforderte, allmälig finstere Schatten in das friedliche Haus unseres Andreas.

Wie schon gesagt, hatte er 3 Kinder, darunter die 2 älteren Muster guter Erziehung in Haus und Schule waren. Pfarrer und Lehrer hatten ihre Freude an Georg und Marianna, wie sie beide hießen, auch selbst als sie aus der Dorfschule ausgetreten und in die landwirthschaftliche Fortbildungsschule, die hierorts bestand, eingetreten waren.

Sie waren nebst dem jüngeren Bruder, der noch in die Elementarschule ging, die einzige Freude und Erholung der Eltern, wenn sie nach harter Arbeit der gemeinsame Mittagstisch oder die Spinnstube im langen Winter in der Wohnstube vereinigten. Dann flog auch wieder heiteres Lächeln über das strenge Gesicht des nachdenklichen Vaters und er ballte oft stille die Faust, wie um sich zu neuen Anstrengungen Muth zu machen, die guten Kinder wohlhabender zu hinterlassen, als er selbst war.

Georg war 14 Jahre alt und hatte bereits alle niederen landwirthschaftlichen Arbeiten, die man so gerne die landwirthschaftliche Praxis, die „Bauerei" insgemein nennt, verrichtet. Er fuhrwerkte mit Ochsen und Pferden, wohin man wollte, er pflügte und eggte, mähete und drosch, wie ein Alter, nur mit dem Säen ging es noch nicht so recht und erhob der Vater manchen Anstand. Dagegen hatte er freilich auch viel über des Vaters Wirthschaft, seine Fruchtfolge und Fütterung einzuwenden, wenn er es mit dem verglich, was er in der Fortbildungsschule hörte.

Auch Marianne, obgleich erst 12 Jahre alt, half der Mutter in der Küche, beim Nähen, Waschen und Mangen, sie richtete den Gemüse- und Blumengarten insbesondere her, besorgte das Obstdörren und Bleichen der Leinwand, — kurz war ein fixes, gewandtes Mädchen, das eine Magd beinahe ersetzte. Das war auch sehr nothwendig, denn die Schwestern des Vaters waren im Begriff, sich zu verheirathen und also das Haus zu verlassen. Dazu mußte freilich Vater Andreas wieder beisteuern vom Erbgut, was ihn vollends tiefsinnig machte. Doch merkten die beiden Kinder wenig davon und lernten in ihrer Abgeschlossenheit und wenig von den anderen beachtet nur um so eifriger, was ihnen die Fortbildungsschule bot.

„Weißt Du, sagte einst Georg in der Holzschupfe zu Marianne, die dorthin Holz in die Küche zu holen gekommen war, — weißt Du, daß unser Vieh, Kühe wie Ochsen, eigentlich ganz falsch gefüttert werden und obendrein noch theurer, wie ein Grafenpferd?"

„Sieh, jetzt bekommen sie nichts als Weißrüben und Gsott (Gehäk), das zumeist Stroh ist, weil der Vater das Heu spart. Aber die Rüben nähren schlecht, so gerne sie auch das Vieh frißt, und das Stroh noch schlechter. Es ist nicht genug von dem Blut- oder Fleischstoff darinnen, wie sie es nennen, und von dem die Linsen, Wicken, Erbsen und Bohnen so viel haben, freilich noch mehr das Fleisch und Blut selbst, oder die Milch und selbst noch das Mehl. Darum sehen unsere Kühe immer schlecht aus, haben Durchfall und geben wenig Milch, — meine Ochsen würden nicht mehr ziehen können, wenn ich sie nicht öfter zur Mittags- und Abendzeit an den Rainen und Straßengräben weiden ließe."

„Aber Du meinst doch nicht", erwiderte Marianne, „daß in den Kartoffeln oder Rüben Fleisch und Blut ist?"

„Und doch meine ich das, antwortete Georg, nur verstehe ich nicht darunter Fleisch und Blut, was ihr so heißt, sondern nur den wichtigsten Stoff dazu, der mit Wasser darin ist, der Blut- und Fleisch-

stoff, der mit dem Eiweiß im Ei, mit dem Käse in der Milch und der Blutfaser, die im stehenden Blut von selbst gerinnt, einerlei ist. Schad', die Kartoffelfuchser, die Ihr backt und worüber die armen Leute als schlechte Kost klagen, bestehen eigentlich nur aus zerriebenen rohen Kartoffeln, von welchen man das Wasser abpreßt oder ablaufen läßt. Gerade in dem Wasser aufgelöst steckt aber das nahrhafteste der ganzen Kartoffel.

Fütterungs- und Düngererzeugungs-Tabelle.

Zusammensetzung der Futtermittel.				Dünger-Erzeugung.			
Namen der Futtermittel.	Es sind enthalten:			100 Pfund genannter Futtermittel erzeugen Dünger.	In dem erzeugten Dünger sind enthalten:		
	1 Pfd. Eiweißstoffe und		In Pfunden gewöhnl. Futter.		Phosphorsäure.	Kali.	Stickstoff.
	Kohlen-Hydrate.	Trocken-Substanz.					
	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.
Grüner Klee.	2,7	6,0	29,4	50	0,121	0,222	0,348
Wiesengras	4,3	9,1	32,3	70	0,250	0,335	0,400
Grünes Futterkorn . . .	2,8	6,5	35,7	45	0,152	0,229	0,364
Grünes Wickfutter . . .	1,9	8,8	26,3	43	0,216	0,197	0,501
Frische Rübenblätter . .	2,5	5,0	50,0	25	0,105	0,402	0,256
Wiesenheu	4,4	8,2	9,6	214	0,977	1,604	1,344
Grummet	3,3	6,5	7,7	212	1,039	1,517	1,680
Kleeheu	2,8	6,0	7,1	210	1,292	1,050	1,792
Getreide-Stroh	12,6	30,2	35,4	211	0,414	0,694	0,488
Getreide-Spreu	9,8	20,5	24,0	216			
Stroh von Hülsenfrüchten	4,2	9,5	12,5	214	0,840	1,322	1,12
Schoten von Hülsenfrüchten	3,2	8,4	9,8	212			
Rapsstroh	12,0	30,0	37,0	202	0,395	0,95	0,791
Rapsschoten	11,0	22,4	25,0	225			
Runkelrüben	6,5	9,3	83,3	28	0,060	0,32	0,16
Kartoffeln	8,2	10,0	41,6	60	0,17	0,71	0,304
Getreidekörner	6,1	7,2	9,1	216	0,813	0,50	1,600
Körner von Hülsenfrüchten (Erbsen, Bohnen, Linsen etc.)	2,6	3,4	4,0	218	1,075	0,202	3,200
Kleie	1,4	6,0	8,0	216	3,62	2,16	2,13
Milch	3,0	3,4	25,0	30	0,197	0,176	0,544
Biertreber	2,8	5,0	24,0	58	0,460	0,151	0,667
Malzkeime	1,8	3,2	4,1	223	1,095	1,373	2,988
Rapskuchen	1,7	3,0	3,5	212	2,060	1,360	3,680
Leinkuchen	2,2	3,1	3,5	221	2,205	1,480	3,790
Schlempe	3,3	5,0	58,8	21	0,120	0,330	0,224

Ueber eine rationellere und billigere Ernährung der Menschen.

Von C. St. Schraut.

Wenn man sieht, wie groß die Noth in Folge einer unzureichenden Ernte und der dadurch herbeigeführten Theuerung der Lebensmittel gestiegen ist, so muß man sich

„Das ist gewiß nicht wahr!“ rief Marianne. „Nun so probire es einmal“, entgegnete Georg triumphirend, „und koche das kalte Kartoffelwasser bis zur Siedhitze und Du wirst sehen, daß eine dicke Masse von geronnenem Eiweiß darin entsteht. Es ist auch

---

wundern daß, geleitet und gestützt durch die neueren Erfahrungen der Wissenschaft in Verbindung mit der Praxis, bis jetzt unter der großen Masse des Volkes noch nicht gesündere Ansichten über die vortheilhaftesten Methoden der Ernährung der Menschen Platz gegriffen haben. Besonders auffallend ist, daß der sogenannte kleine Mann, welcher in der Haltung seiner Milchkuh oder in der Aufzucht und Mastung seines Schweines häufig ganz vernünftig zu Werke geht, bei seiner eigenen, sowie bei seiner Familien-Ernährung meistens noch so arge Mißgriffe sich zu Schulden kommen läßt. Diejenigen Arbeiterfamilien, welche sich fast ausschließlich mit Kartoffeln oder, wie dies vielfach geschieht, mit Reis ernähren, leben heutigen Tages weit theurer als die reichern Leute, die außer Kartoffeln und Brod auch noch Fleisch, Hülsenfrüchte nnd dergleichen verzehren. Einer der wichtigsten Sätze nämlich, welche die Lehre von den Nahrungsmitteln und die Arzneikunde festgestellt haben, ist, daß der Mensch im Genusse der Nahrungsmittel wechseln muß, um die Fülle der Kraft und Gesundheit zu erlangen; bei der ausschließlichen Ernährung mit Kartoffeln oder mit Brod ist den Anforderungen dieses Satzes nicht genügt. Die genossenen Nahrungsmittel dienen zu zwei verschiedenen Zwecken: a) um die zum Leben nothwendige thierische Wärme im Körper zu erhalten; b) um die Verluste zu ersetzen, welche der Körper jeden Augenblick durch die Ausübung der Lebensthätigkeit erleidet. Professor Dr. von Liebig bezeichnet die jenem ersten Zwecke dienenden Nahrungsstoffe mit dem Namen Respirationsmittel (Athmnngsmittel), die zweiten zur eigentlichen Ernährung des Körpers dienenden Stoffe nennt derselbe plastische, d. h. Fleisch, Blut, Muskeln erzeugende Nahrungsmittel. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Nahrungsmittel, welche der Mensch täglich gebraucht, circa 22 Loth Respirationsmittel (d. h. Stärkemehl, Gummi, Zucker, Fett) und circa 9 Loth plastische, d. h. Fleisch, Blut und Muskeln erzeugende Nahrungsmittel, (als: Kleber oder Fibrin, Albumin oder Eiweiß und Casein oder Käsestoff) enthalten müssen. Untersuchungen, welche die berühmtesten Chemiker anstellten über die Quantitäten dieser Urstoffe, die in den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln enthalten sind, haben ergeben, daß im Durchschnitt:

		Respirationsmittel	plast. Nahrungsm.
in 100 Pfd.	gelbe Rüben	10 Pfd.	2 Pfd.
„ 100 „	Kartoffeln	18 „	2 „
„ 100 „	Reis	43 „	7 „
„ 100 „	Hafergrütze	41 „	12 „
„ 100 „	Brod	30 „	8 „
„ 100 „	Fleisch ohne Knochen	11 „	20 „
„ 100 „	Erbsen	30 „	27 „
„ 100 „	Bohnen	40 „	30 „

Eiweiß, eben Pflanzeneiweiß und nährt so gut wie Eiereiweiß, — es sollte immer dem Kartoffelfuchser wieder zugesetzt werden. Dafür mischen reiche Leute noch Eier hinzu und schütten doch in ihrer Unwissenheit vorher das Eiweiß der Kartoffeln weg!"

---

vorhanden sind. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß bei alleiniger Ernährung mit: a) Reis mindestens 4, b) Kartoffeln beinahe 15, c) Brod beinahe $3\frac{1}{2}$ Pfd. nothwendig sind, damit ein arbeitender Mensch täglich 9—10 Loth Fleisch, Blut und Muskeln erzeugende Nahrungsstoffe sich daraus aneignen könne. Diese Gaben führen der Oekonomie des menschlichen Körpers aber im ersteren Falle 55 Loth Respirationsmittel, also $2\frac{1}{2}$ mal soviel als nothwendig ist, im zweiten Falle 86 Loth Respirationsmittel oder beinahe 4 mal soviel als nothwendig ist, und im dritten Falle 36 Loth Respirationsmittel oder beinahe doppelt soviel zu, als nothwendig ist, welche Ueberschüsse in dem Kothe meistens unverdaut mit abgehen und den Magen nur unnöthigerweise beschwerten, wie die chemischen Analysen oder Untersuchungen der ausgeschiedenen Excremente dieses in vielen Fällen als ganz unzweifelhaft bewiesen haben.

Die nachstehenden einfachen Rechenexempel, welche sich auf die im Frühjahr dieses Jahres stattgefundenen Preise der Lebensmittel gründen, und in jedem einzelnen Falle eine Zusammenstellung zur vollständigen Ernährung eines arbeitenden Mannes auf einen ganzen Tag behandeln, werden aber zeigen, wie weit billiger und vortheilhafter ein Mensch lebt, welcher, anstatt sich mit einem einzigen Nahrungsmittel zu ernähren, mit demselben abwechselt:

Es geben:	Respirationsmittel. Loth.	plastische Mittel. Loth.	Diese kosten Kreuzer.
4 Pfd. Reis	55,04	8, 6	30
5 „ Kartoffeln	86,40	9,60	16
$3\frac{1}{4}$ „ Brod	36,00	9,06	$14\frac{1}{2}$
1 „ 23 Loth Brod und 2 Pfd. 10 Loth Reis	55,47	9,02	$28\frac{1}{2}$
1 „ Brod, 1 Pfd. Reis und 22 Loth Fleisch	25,87	9,20	$23\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{2}$ „ Brod und 8 Pfd. Kartoffeln	69,84	9,00	$17\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{2}$ „ Brod, 2 Pfd. Kartoffeln und 22 Loth Fleisch	28,34	9,52	$18\frac{1}{2}$
2 „ Brod und 22 Loth Fleisch .	21,62	9,52	$19\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{2}$ „ Brod und $1\frac{3}{8}$ Pfd. Hafergrütze.	32,44	9,12	$14\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{4}$ „ Brod, 18 Loth Erbsen, 8 Loth Fleisch	21,88	9,66	11
$1\frac{1}{4}$ „ Brod, 16 Loth Habergrütze und 14 Loth Bohnen . .	24,16	9,32	$10\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{4}$ „ Brod, 16 Loth Habergrütze und 15 Loth Erbsen . . .	26,06	9,12	10
$1\frac{1}{2}$ „ Brod und 18 Loth Bohnen	21,60	9,24	$9\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{2}$ „ Brod und 20 Loth Erbsen .	24,40	9,24	$9\frac{1}{2}$

„Nun, man muß gestehen, meinte Mariannchen, Ihr lernt merkwürdige Neuigkeiten in Eurer Schule. Aber wie wollt Ihr denn das für Kühe und Ochsen anwenden, was selbst die Menschen für sich noch nicht thun?“ „Die Kühe werden auch oft ver-

---

Die Zusammensetzungen von Weißmehl, Gerstengraupen, geschältem Hirse ꝛc. kann man als ähnlich mit derjenigen der Habergrütze annehmen, mit welcher sie abwechseln können. An Nahrhaftigkeit übertreffen dieselben den Reis, und zwar bei meistens kaum halb so hohem und noch niedrigerem Preise. Die anderen Gemüse, als Kohlarten, (Sauerkraut) und Rüben stimmen in ihrer Zusammensetzung mit den Möhren überein, und können wegen ihres verhältnißmäßig großen Gehaltes an Respirationsmitteln meistens am vortheilhaftesten in Gemeinschaft mit Nahrungsstoffen, welche die entgegengesetzten Eigenschaften besitzen, verwendet werden.

Aus obiger Berechnung geht hervor, daß die vollständige Ernährung eines arbeitenden Menschen gegenwärtig von $9\frac{1}{2}$ bis 36 Kreuzer täglich, (bei den gegenwärtigen Preisen der einzelnen Lebensmittel werden sich natürlich auch die oben angegebenen Preise steigern) je nach der Zusammensetzung seiner Mahlzeiten, kostet, und daß eigentlich die Nahrungsweise der Arbeiter mit fast ausschließlich Kartoffeln, nächst derjenigen mit Reis, im Verhältniß als die theuerste und gleichzeitig auch der Gesundheit am Wenigsten zuträglichste angesehen werden muß.

Man wird vielleicht entgegnen, daß es bei uns wohl wenig ländliche Arbeiter gebe, deren tägliche Mahlzeiten die obigen Quantitäten erreichen, wohingegen die höchsten wissenschaftlichen Autoritäten die Behauptung aufgestellt und bewiesen haben, daß, wenn die Aufnahme von Nahrungsmitteln in einem geringeren Maaße stattfindet, eine in demselben Verhältniß geringere Leistung an Arbeit oder Kraftanstrengung die nothwendige Folge sein müßte, und dieser Nachtheil sei nicht der einzige, sondern es würden später um so viel mehr Nahrungsmittel wieder nothwendig sein, um die verringerten Körpertheile und verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen. Die Richtigkeit dieser Naturnothwendigkeit wahrzunehmen, hat jeder Oeconom Gelegenheit, wenn er arme Taglöhner nach einem theuren Winter in seiner Kost im Frühjahre arbeiten läßt. Die ersten 8 Tage sind die Leute kaum zu sättigen bis die verlorenen Körpertheile wieder durch gute Nahrung ersetzt sind. Möchten die Gebildeten sich angelegen sein lassen, unter ihren ärmeren und unwissenden Mitbürgern richtige Begriffe über die richtige Ernährungsweise zu verbreiten. Die allgemeine Wohlfahrt könnte hierdurch nur wesentlich gefördert werden; alle Theile würden dadurch gewinnen und der Arbeitgeber kräftigere und zufriedenere Arbeiter haben. Für das Wohl dieses letzteren müßte es natürlich von wesentlichem Einfluß sein, ob er für seine tägliche vollständige Ernährung $9\frac{1}{2}$—36 Kreuzer täglich auslegen muß, oder was heute vielleicht häufiger vorkommt, ob er für dasselbe Geld sich nur zur Hälfte oder aber vollständig ernähren kann.

(Aus den landwirthsch. Blättern der Pfalz No. 9 1868.)

nünftiger gefüttert, als die Menschen, welche aus Leckerei die dümmsten Ernährungsarten mit Speise und Trank annehmen und sich dadurch so häufig krank und elend machen. Uebrigens hat man jetzt Regeln in Form von Recepten anwendbar gemacht, nach welchen einer leicht seine Fütterung einrichten kann."

„Wenn man das Alles nun so hört, sagte darauf Marianne, so sollte man meinen, daß die Alten gar kein Vieh zu füttern verstanden hätten, — und doch sagt unser Vater immer, daß man früher mit viel mehr Nutzen gewirthschaftet habe, als jetzt."

„Das kommt davon her, erklärte Georg, weil man früher bei viel weniger Menschen viel größere Weideplätze hatte, also leicht Vieh ernährte, aber nur im Sommer. Im Winter dagegen hungerte es elend und konnte im Frühling oft nicht mehr stehen vor Kraftlosigkeit. Die alte Zeit hat viel mehr Elend, schlechte Ernährung, ja Hungersnöthen gesehen, als die neue und es ist gewiß nicht wahr, daß jene besser war. Laß uns nur fleißig lernen, dann können wir auch etwas."

Und damit trennten sie sich.

Inzwischen war es im Familienkreise noch trüber geworden, als früher. Andreas war von Judech auf seine Schuld eingeklagt und bereits vor Gericht geladen worden. Er ward heftiger wie jemals und schwur hoch und theuer, der Judech habe ihm das Geld ohne Aufkündigung in so kurzer Zeit geliehen, — auch habe er davon durch Arbeit für jenen schon Mehreres abverdient. Er käme jetzt in die größte Noth, wenn er die ganze Summe ihm schaffen müsse.

Die Mutter weinte oft, die Schwestern schmähten auf Judech und reizten Andreas auf, die Kinder zogen sich in die Ecken im Stall, in der Scheune, in den Holzschupfen zurück und freuten sich auf ihre Abendschule zur Fortbildung, wie auf einen Ort der Ruhe und des Friedens. Da kam endlich der gefährliche Gerichtstag und zur selben Stunde verließen im frühen nebligen Morgen Andreas und Judech das Dorf, trafen auf der Straße zusammen und gingen wie ganz gewöhnlich streitende Parteien der Bauern in Gesellschaft zu Gericht.

Aber, wie schon oben berichtet, nur Andreas kehrte in der späten Dämmerung ins Dorf zurück.

Unwirsch und verdrossen nahm er auf der Ofenbank Platz als er nach Hause gekommen war, und erst nach wiederholten Fragen polterte er heraus, daß ihn das Gericht binnen 4 Wochen zu zahlen verurtheilt habe und Mutter Margareth selbst morgen

auf das Gericht kommen müsse. Seufzend und kummervoll suchten Alle Nachts die Ruhestätte, an welche kein Schlaf sich fesseln läßt, am wenigsten an jene des Schuldbeladenen.

Noch hatte der Hahn nicht das Morgengrauen verkündet, als sich Andreas vom Lager erhob, das er unausgekleidet gesucht hatte und ohne daß es Jemand bemerkte, das Haus verließ. In demselben kalten Nebelschauer, wie er Tags vorher das Thal bedeckt hatte, taumelte er die Straße vorwärts gegen die Mühle und das verhängnißvolle Wäldchen zu.

Alte Leute, welche die Nächte in Krankheit und schlaflos durchwachten und seine Schritte hörten, als er durch das Dorf ging, futterstehlende Kinder armer Leute, selbst scheu und flüchtig, hatten ihn doch beobachtet und erzählten es später. Erst als das Morgengrauen über die Hügel hereinbrach, kehrte er allein und scheu ins Haus zurück, welches Mutter Margaretha eben Behufs ihres Ganges ins Gericht verlassen hatte. Schon aber war die alte Magd des Judech ihr nachgeeilt und hatte sie gefragt, ob sie nicht wisse, wo ihr Herr die Nacht über geblieben sei, denn er sei vom Gericht nicht zurückgekommen. Daß Andreas zu Hause sei, wunderte sie, denn schon war kundig, daß beide zusammen gingen. So wuchs allmählig das Gerücht durch das Dorf, Judech sei nicht ins Dorf zurückgekommen — und die Spaßmacher übten ihre Witze am Errathen, wohin der wenig beliebte Altgeselle gekommen sei.

Andreas ging verschlossen und still, wie in letzter Zeit immer, seiner Arbeit nach.

So denn war er mit seinen zwei Schwestern am Abend desselben Tages eben beschäftigt, Grummet auf seiner an der Straße gelegenen Wiese zu laden, als Margaretha vom Gericht zurückkommend auf der Straße daherwankte, bleich und kraftlos, einem Schatten ähnlich. Mit verstörtem Antlitz ging sie durch die Grenzhecke an der Straße auf ihre arbeitenden Leute zu und lehnte sich an den Wagen an, stier auf Andreas blickend, der sie weder begrüßte noch aufsah, sondern emsig das Grummet zusammengabelte. Ein düsteres Lächeln sogar schien über seine Züge zu fliegen, als Margaretha zum Entsetzen der Schwestern tonlos sagte: „du hast den Judech erschlagen oder ertränkt, Andreas, — o Jesus, meine Zuversicht, helfe uns aus diesem Elende!“ und als Andreas, den Alle fragend anstierten, kalten Blutes sagte, er wisse nichts davon, setzte die Mutter hinzu: „ich sah ihn in der Flußlache an der Z.mühle schwimmend, ich erkannte ihn trotz des Blutes, das sein Gesicht und kahles Haupt noch überzog.“ Aber Andreas murmelte, daß

er nichts von Judech wisse und erfahren habe. Und so kehrten alle stumm und verstört nach Hause.

Die zweite Nacht brach herein und leise weinend und klagend suchten die Hausgenossen das Lager, — aber Andreas nur zum Schein.

Denn wieder noch lange vor dem Hahnenschrei und in dunkler, frostiger Mitternacht schlich er durch das Dorf hinaus, nur von scheuen Gesellen undeutlich beobachtet, und verschwand gegen die einsame Mühle und den Hang zu, an dessen Fuß sie lag, vom Fluß umschlängelt.

Niemand erfuhr, was Andreas that. Erst mit dem Morgengrauen wankte er wieder in sein Haus zurück, ohne die Schlafstätte zu suchen. Er kauerte lieber hinter dem großen Ofen nieder, den er sich einheizte.

Der Tag fand ihn an gewohnter Arbeit. Da aber die Neugierde des Dorfes und die Sorge der Erben des Judech am 3. Tage stark gewachsen waren, trat ein sehr bedenklicher Wendepunkt in den Anschauungen der Menge ein, als ein Schmierführer, der von der Gerichtsstraße gekommen war, beim Verkauf seiner Waare im Dorfe erzählt hatte, er meine am Flußufer da oben einen todten Menschen halbschwimmend gesehen zu haben — im schwarzen Anzug und kahlen Kopfes, so daß viele sofort meinten, das sei gewiß der Vermißte. Aber thatsächlich kümmerte sich Niemand um Erforschung der Angabe, auch die Gemeindebehörde nicht.

Als aber die schwarze Mitternacht wieder nahte, verließ Andreas noch leiser als bisher sein Haus und verschwand im Dunkel der Nacht, der Straße zugewandt, die den Fluß entlang sich hinzog, uns als die Gerichtsstraße bekannt. Auch jetzt war er beobachtet worden, — aber Niemand erfuhr, was er entfernt vom Dorfe in der Flur machte.

Vor Frost mit den Zähnen klappernd und zitternd am ganzen Leibe war er mit dem letzten Hahnenruf nach Hause gekommen, und hatte sich hinter den Ofen gekauert, den die sorgliche Hand Margarethens schon vorher geheizt hatte.

Der Tag fand Andreas an der Arbeit, wie gewöhnlich und nur der Sohn Georg hatte bemerkt, daß der Vater mit der schweren Handhaue Nachts vorher viel müsse gearbeitet haben. Er erkannte es am Werkzeug, das an anderer als der gewohnten Stelle lehnte.

Und nun begann schon die Vergessenheit über die That zu rieseln, stärker immer wachsend, und es würde Judech verschollen geblieben sein für alle Zeiten und unbeachtet, noch weniger gesühnt,

wenn nicht die nach seiner Habe gierigen Erben von Zeit zu Zeit bei Gericht das Verschwinden desselben angeregt hätten.

Obgleich das ganze Dorf flüsterte, dann laut sprach, Andreas habe den Verschollenen wohl aus dem Weg geräumt, so nahm man doch keine weitere Notiz davon! —

4.

Aber der Stachel des Gewissens ruht nicht in einem Menschen, dessen Herz die ewigen Wahrheiten des Christenthums eingesogen hat und sich doch dagegen verging.

Von nun an flohen Schlaf und Ruhe die Stätte, wo Andreas weilte.

Vom Tagwerk ermüdet, suchten Menschen und Thiere im Dorfe bald die Ruhe zur Nachtzeit, — denn schon vor dem ersten Hahnenschrei erklang der harmonische Takt der Drescher, als schon der Jakobsstab (die 3 Mähder = der Gürtel des Orion) über dem First des Hauses stand.

Aber wenn auch Alles im tiefen Schlaf lag, Andreas stand doch in der Scheune am knarrenden Häckselstuhl und schnitt Gsott, daß es wie Spreu weithinstob! Oder er spaltete Klötze in kalter Mondnacht, daß die Splitter an die Wände des Holzschupfens schlugen. Einförmig und jammervoll tönte gegen Mitternacht oft schon sein Dreschflegel von der harten Tenne, viel früher, als die Nachbarn mit ihren vielklängigen Tick-Tacks einfielen, obgleich oft genug der arme Georg aufstand und in den Takt mit einfiel, früher als die Schwestern und Margaretha dazu kommen konnten.

Deßwegen aber ermüdete doch Andreas für den Tag nicht.

Da fuhr er in aller Frühe hinaus in die Flur und holte Futter, fuhr Mist hinaus oder Heu und Getreide herein, fuhr Erde und Steine, oft für andere Leute, oft zwecklos.

Keine Arbeit aber verrichtete er lieber, als mit Pickel und Schaufel tiefe Gräben fegen oder Erdlöcher auswerfen, für Rüben und Kartoffeln. Hei, wie sauste der spitzige Karst durch die Luft und spaltete Erde und Steine, — wie rasch flogen sie mit der Schaufel geworfen heraus und grub sich tiefer und tiefer das Grab, in welchem der von Schweiß triefende Andreas keuchte.

So trieb er es lange Jahre fort und der Kummer und das armselige Leben der immer mehr herunterkommenden Familie wurden bald unerträglich.

Wie kleinlaut und gramvoll saßen da die beiden inzwischen ins Jünglings- und Jungfrauenalter gekommenen Kinder in den

Winkeln des Hauses beisammen, wenn es nicht der unstete und nimmer rastende Vater durchstöberte!

„Alle meine Mühe, all mein Lernen hilft nichts, sprach einst seufzend Georg zu Marianne, bei der er im Stalle stand, als sie ein junges Kalb saugen ließ — „des Vaters Zustand frißt mir das Herz ab, meine Arbeit erklekt nicht mehr, die seinige noch weniger, — wir werden zusehend Betteleute.“ „Fasse neuen Muth, Bruder, tröstete dagegen Marianne, sieh her, welch ein schönes Kalb wir hier haben, und in so günstiger Zeit — denn, weißt du, wie das Sprüchwort sagt?

„Wenn einmal beginnen die Zwetschgen zu blauen,
Gehen die Kälber in silbernen Klauen“

doch binden wir es vielleicht ganz ab und ziehen einen tüchtigen Ochsen für dich groß, — weißt du auch, wie am Besten? Hast du uns nicht neulich erzählt, daß du von Kälbern gelesen habest, die in 1 Jahre 10 Ztr. schwer geworden seien?“ So hatte sie des Bruders trübe Gedanken sinnig durch seine Lieblingsunterhaltung zu verscheuchen gesucht und wirklich gelang es ihr.

„Eine Kuh, so sagen die Schriften, soll ein Kalb den zehnten Theil ihres lebenden Gewichtes schwer und den dreißigsten Theil desselben an Milch geben, antwortete Georg nachdenklich. Das Kalb dieser gelben Scheinfelder Kuh, die lebend 8 Zentner wiegen wird, wog nach der Geburt keine 80 Pfund, wie sich's gehört hätte und wenn wir das Kalb abgewöhnen, gibt die Kuh auch keine 13 Maß Milch, das wirst du sehen.“

„Nun, es kommt darauf an, erwiederte Marianne, wir füttern sie recht gut!“

„Recht gut! fiel Georg spottend ein — „was heißt „gut?“ Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren!“

„Ei, meinte Marianne, haben wir nicht jetzt Rüben und Kohlblätter, Runkeln und Erddorschen?“

„Du guter Gott, erwiederte Georg, schon im Eifer —, „das ist alles kraftarmes Futter, in dem viel Wasser und wenig vom Fleisch und Blut ist, du verstehst mich schon, da ich dir's erklärt habe. Das Kalb aber soll wachsen und nimmt natürlich von der Muttermilch am meisten zu, aber viel mehr in der ersten Zeit gleich, als später. Ein gutes Stierkalb, das ein Zugochs einst werden soll, muß mindestens 5—6 Wochen an der Mutter saugen, ein Kuhkalbel zur Aufzucht 4—5 Wochen, und wenn man es abgewöhnt, darf dies nur durch Zumischen von Mehl, das man mit Wasser anbrüht und der Milch zusetzt, geschehen. Hat man erst

Leinkuchenmehl oder Saubohnenbruch, Wickhaberbruch und dergl. Kraftfutter, und mischt sie der Milch noch zu, dann kann man freilich Kälber schwer wie Ochsen binnen Jahresfrist züchten oder eigentlich mästen.

In der ersten Woche braucht ein 70 Pfd. schweres Kalb täglich 13 Pfd. süße Milch,

in der	2ten	Woche bei	80 Pfd.	14 Pfd.	süße	Milch,	
" "	3ten	" "	90 "	15 "	"	"	
" "	4ten	" "	100 "	16 "	"	"	
" "	6ten	" "	120 "	18 "	"	"	u. $\frac{1}{4}$ Pfd. Wiesenheu,
" "	7ten	" "	130 "	19 "	"	"	u. $\frac{1}{2}$ Pfd. Wiesenheu.

Dann kann man 10 Pfd. Sauermilch geben mit $^7/_{10}$ Pfd. Leinsamenschrot, 1 Pfd. Haberschrot und $^3/_4$ Pfd. Heu und so fort.

Woher aber sollen wir das Alles nehmen? Wir werden nur Runkelnschnitte, feines Grummet und etwas Mehl geben können, was übrigens nicht schlecht ist, wenn wir es nur länger geben könnten. In Eberts Berechnungsschlüssel der Futterrationen kann man das Alles finden, aber bei uns haben Kummer und Sorge ihr Lager aufgeschlagen und wir vergehen noch im Elend."

Marianne sah wohl, daß es unmöglich war, den Bruder in seinem alten Fahrwasser zu erhalten und selbst mit feuchten Augen band sie schwermüthig das Kalb an und seufzte: möge der barmherzige Gott es ändern, wir können nichts dazu thun.

5.

Inzwischen ging Andreas in die Kirche wie andere Leute und übte seine christlichen Pflichten. Sein Geist aber umnachtete sich immer mehr. Da er Haus und Scheune schon so vielfach durchwühlt und gleichsam umgekehrt hatte und nimmer zu Ende kam, trieb ihn die Unruhe auf die weite Flur und in den Wald hinaus, wo er rastlos ganze Nächte herumzog, allmälig gefürchtet und gemieden von den Dorfgenossen. Er wühlte Bäume heraus und versetzte sie, — ja Grenzsteine, von den Landleuten sonst wie heilig geachtet, grub er aus und setzte sie willkührlich an andere Stellen. Die Begriffe von Mein und Dein schwanden allmälig in ihm und die Gemeinde kam mit seinem Wahnsinn in störende Berührung.

Bereits hatte sich die Geistergeschichte des Ortes seiner bemächtigt und man erzählte von seinen wilden Fahrten in stürmischen Nächten mit dem klagenden Judech im Arme, den er mit wildem Gelächter in den Fluß warf.

Familie und Gemeinde fanden den Irrsinnigen störend im hohen Grade und entschlossen sich nach langen Jahren, die Sache zum endlichen Austrag zu bringen und Anzeige zu machen.

Es war ein gar trauriger Anblick, als Andreas, scheuen Blickes und furchtsam, auf der Anklagebank seinen Liebsten und Treuesten, seinem Weibe und seinen Schwestern, seinen Anverwandten und manchem alten Dorfgenossen gegenüber saß und hören mußte, was sie über sein irrsinniges, rastloses Treiben seit zehn Jahren, über seine ihm da und dort entfallenen und ihn stark anklagenden Reden aussagten. Richter und Geschworene wurden gerührt, als ihnen Margaretha in öffentlicher Sitzung unter Thränen die schreckliche Hetzjagd schilderte, welche des geängstigten Mannes Gewissen so lange Jahre, Tag und Nacht, im Winter und Sommer über ihn verhängt hatte, bis eine höhere Gnade den Schleier des Irrsinnes über des Geängsteten Seele breitete und so seine Qualen milderte. Andreas selbst, im brütenden Wahnsinn irr vor sich hinlächelnd, vermochte nicht mehr, sich zu einem freien Geständniß zu erheben, obgleich man seiner Leiden halber die Strafe zu mildern ihm merken ließ. Ihm bangte für sein armseliges Leben und die Richter verurtheilten ihn zu 9 Jahren Gefängniß, das er jedoch nicht betrat.

Die Irrenärzte beanspruchten ihn für sich und so kam er wider Wissen und Willen in eine Irrenanstalt, in welcher er noch viele Jahre länger blieb, als seine Strafzeit dauerte, bis endlich der gewaltige Lenker der menschlichen Schicksale die Binde des Irrsinnes mit der Palme des ewigen Friedens vertauschte und den rastlosen Büßer in seine Ewigkeit aufnahm.

Aber die Unruhe und Angst hatten ihn auch in der Irrenanstalt nicht verlassen. Tag und Nacht kehrte und fegte er in den Gängen, grub und hackte er im Garten und spaltete Holz, daß die Scheiter an alle Wände flogen. Der Direktor der Anstalt erklärte, nie einen nützlicheren Irren in der Anstalt gehabt zu haben.

Auch Margaretha folgte dem Unglücklichen bald in's Grab nach.

Georg und Marianne aber wurden Muster der Haushalten, die sie gründeten, und der Erstere erzählte oft, daß er nur mittels der guten Lehren, welche er in der Fortbildungsschule erhalten habe, das Haushalten seiner Eltern während der 10 langen Jahre, als Gottes Hand schwer auf ihnen ruhte, fortzuführen im Stande gewesen sei.

Trotz zahlloser Nachgrabungen ist von Judech selbst nichts mehr ans Tageslicht gekommen. Diese Geschichte aber hat sich in Wahrheit zugetragen.

99 auf ein Loth.

Dicki und Anderl waren alte Schulfreunde und Dorfnachbarn, gleichen Alters, gleich guten Verstandes, aber sehr verschiedenen Vermögens.

Benedikt Huber, nur Dicki von den Nachbarn landesüblich geheißen (wie sein Freund Andreas Haselberger nur kurzweg Anderl), war der einzige Sohn eines alten Wittwers, der, als er starb, ihm einen schönen Bauernhof mit wenigen Hypothekschulden belastet hinterließ und schon seine Verheirathung mit einer Bauerstochter von gar angesehener Freundschaft oder Verwandtschaft eingefädelt hatte. In der That heirathete auch Dicki bald und kam wie üblich in die Geleise eines wohlhabenden Großbauers. Er stand später auf, als alle Leute im Hause, trank täglich im Wirthshause seine Maß in Gesellschaft der „Dorfhonoratioren," wie man den Zolleinnehmer, gräfl. Braumeister, den Müller, Maurer, Schmied und einige reiche Bauern nannte, — hatte in einem der alten Gerichtsschöffenstühle nächst dem Hochaltar seinen Platz in der Kirche, trug einen neumodischen Rock, wie der des Braumeisters war, und wenn er am Markttag in die Wirthsstube der Bauern oder an einen besuchten Felsenkeller kam, reichte ihm Jeder respektvoll den Krug und war glücklich, wenn er davon nippte. Nur Anderl that es nicht, wenn er dabei saß, grüßte den reichen Schulfreund aber freundlich. Auch ließ Dicki den armen Anderl im Taglohn jährlich viele Batzen verdienen und blieb ihm herzlich gewogen, obgleich er manchmal der Lust nicht widerstand, ihn vor anderen etwas zu schrauben oder zu uzen, wie man sich dort ausdrückte, d. h. er machte einige schlechte Späße mit ihm, die aber bald ein Ende nahmen, da Anderl ihnen sofort auswich.

Am meisten Freude hatte Dicki an seiner überaus großen und reichen „Freundschaft", die er mit erheirathet hatte und die ihm an Kirchweihtagen leicht 50 Gäste und darüber eintrug. An solchen Festtagen war unser Dicki überglücklich. Schon am Samstag vorher ging er vor das Dorf den Gästen entgegen. Geräuschloser als an irgend einem andern Werktage im Jahre lag das Dorf in seinen vielen Obstbäumen und Gärten versteckt und alles gewann den Ausdruck der Ruhe und nur in den Küchen prasselte trocknes Holz und zischten die Nudeln, deren Duft sich weit über die Marken hinausverbreitete; auch in den Wirthshäusern schrillten die Angsttöne eben geschlachteter Schweine, dröhnten die Hackmesser am Wurstblock und — der Rabenwirth hatte sein längst darauf hin aufbewahrtes

großes Lochfaß angestochen, und Kenner wie Nichtkenner probten den Inhalt bei frischen Bratwürsten und fanden ihn trefflich. Da zog denn Dicki prahlend mit einem Gewimmel von jungen Gästen, die ihm begegneten, ins friedliche Dorf, über dessen Firste sich die viel bedeutenden blauen Rauchwölkchen emporzogen.

Inzwischen saß der arme Anderl mit seinem Weibe und einem Söhnchen auch am Nudelkessel. Nur Ein Gast hatte sich bei ihnen eingefunden, die kleine Cenzi, ein Mädchen von 10 Jahren, ein armes Bäschen der Frau. Sie waren indessen so glücklich, wie Dicki mit seinen 20 oder 30, welche er am Sonntag Nachmittag feierlich in den Wirthsgarten zum Café führte. Die arme Cenzi, welche sich gerade im Hofe Dickis befand, schloß sich unbewußt, was da werden solle, auch an, — aber Dickis scharfes Auge hatte sie gleich als eine Fremde erkannt und rauh zurückgewiesen. Weinend klagte die Kleine ihre Beschämung der Base und Anderl, der es so erfuhr, wurde tief gekränkt. Als einige Tage nachher die beiden Männer zusammentrafen, warf Anderl spitzig hin, ob denn die „dicke Freundschaft" schon nach Hause gegangen sei? Gleich fühlte Benedikt, daß hier etwas los sei und meinte, freilich könne sie nicht das ganze Jahr bei ihm sitzen. Aber Anderl rückte noch weiter heraus, indem er sagte, ihm scheine Nachbar Benedikt mit seiner großen Freundschaft noch ganz närrisch zu werden, jedenfalls vorerst sehr stolz, aber

„guter Freunde in der Noth
wiegen 99 noch kein Loth!"

setzte er warnend hinzu, was jedoch dem Dicki nur ein vornehmes Lächeln abzwang.

Zu einem Bruch kam es indessen zwischen beiden nicht, wohl aber zu einem Bruch mit dem guten Glück. Trotz aller Wohlhäbigkeit, hatte Dicki schon lange bemerkt, daß sein Vermögen sich doch nicht recht mehre, ja eher ab- als zunahm, obgleich er sich bewußt war, genau so wie sein Vater zu wirthschaften. Als ein gescheidter Mann fand er bald, daß daran nicht er, sondern die Zeiten Schuld trügen. Der fast ausschließliche Getreidebau, der schlechte Weidetrieb lohnten sich nicht mehr recht, während die Viehpreise immer höher stiegen. Aber zum Viehvermehren gehört Geld!

Da traf ihn aber noch das harte Unglück, daß in seinem Stalle die Lungenseuche ausbrach, die er nicht gleich erkannte und vorerst von Pfuschern kuriren ließ.

Er verlor nicht allein seinen ganzen Viehstand, sondern mußte

noch, da er davon verkauft und die Seuche verschleppt hatte, bedeutende Entschädigung zahlen. Um neues Rindvieh aufzustellen, mußte er Geld borgen und hatte doch noch bedeutend Entgang an Milchnutzung und Dünger.

Seine ohnedem etwas kränkliche Frau kümmerte sich darüber so sehr, daß sie in wenigen Monaten starb, nachdem sie ihm in der kurzen Zeit ihrer Ehe zwei Kinder geboren hatte. War nun die große Freundschaft zur Hilfe bereit? Niemand ließ sich sehen und als Dicki bei seinen Schwägern und Vettern anpochte, um eine Anleihe zu erhalten, mußte er nur alle möglichen Arten von Ausflüchten hören. Nur Nachbar Anderl hatte ihm wenigstens im Stall, beim Verkauf und Ankauf geholfen, aber zum eigenen Unglück, denn er schleppte die Seuche in seinen eigenen Stall und die einzigen zwei Kühe, zugleich Anspannkühe, wurden das Opfer davon. Auch dieser war also in die größte Noth gekommen. Benedikt verlor indessen seine Haltung noch nicht, denn ein vortrefflicher Stand aller seiner Feldfrüchte versprach ihm einen großen Erntesegen.

Aber ein Unglück kommt selten allein, sagt der Volksmund. —

Benedikt hatte anfangs Juni eben mit der Heuernte begonnen, ein heißer, schwüler Tag hatte ihn müde gemacht und nur ein drohender Streifen grauer Wolken, der sich im Westen auszubilden begann, mahnte ihn von der Ruhe ab.

Noch blitzte die Sonne aus ganz windstiller Luft herab auf die eben blühenden Weizenfelder und die bereits sich füllenden Roggenähren, die Grillen zirpten unaufhörlich, der Goldammer ließ von der Spitze des nahen Birnbaums seinen eintönigen Gesang schrillen und wie Geister schossen die Schwalben durch die unteren Luftschichten und haschten die in summenden Wölkchen sich tummelnden Fliegen. Höher thürmten aus dem Streifen sich allmälig Wolken mit bleigrauem Rande auf und noch ferne grollender Donner schien wohl das Wetter zu drohen, aber nicht schon nahe zu rücken.

Eben hatte Dicki seinen Leuten befohlen, nach Hause zu fahren, als in der lautlosen Stille die Kirchenglocke des Dorfes in außergewöhnlicher Zeit zum Gebet rief, zum Gebet an den Herrn der Natur um Abwendung von Schauer und Unwetter, um Schutz für die von ihm so gesegneten Felder und Fluren. Auch Dicki, ängstlich und still heimwärts schreitend, betete still, indem er die Gefahr noch ferne wähnte.

Da blitzte es plötzlich aus heiterem Himmel zischend heraus, krachender Donner folgte sogleich, und die Sonne ward von den tiefhängenden ganz weißgrau gewordenen Wolken verdeckt. Bene-

dikt verdoppelte seine Schritte, als plötzlich Sausen durch die Luft und Auffallen von schweren Körpern wie Steinen ihn unwillkürlich bewogen, sich umzusehen, wie wenn nach ihm geworfen worden wäre.

Aber schon der nächste Augenblick klärte ihn auf. Neben ihn rollten Schlossen von der Stärke von Hühnereiern und sofort zwangen ihn einige derselben, die ihm auf Kopf und Rücken fielen, Schutz unter einem nahen Baume zu suchen, dem er zueilte.

Fürchterlich und ohne Abbrechen rollten Donnerschläge mit Blitzen um ihn, ein Rasseln, wie das von tausenden von Panzerreitern dröhnte von Westen, und aus des Himmels Höhen gegen ihn heran, es war ein Hagelwetter der stärksten Art losgebrochen. Zum Glück erinnerte sich noch Dicki der Gefahr, unter Bäumen sich bei Gewittern aufzuhalten nnd trotz des entsetzlichen Sturmes und der dichten verletzenden Schlossen rannte er vom Baume weg in ein nahes Weizenfeld und warf sich ermattet und verzweiflungsvoll auf den Boden, den Rücken den Schlossen zugekehrt, die ihn an Händen und Gesicht blutig schlugen.

Nur 7 Minuten dauerte das Unwetter, aber es genügte, auf viele Meilen Flächen hin alle hochstehenden Feldfrüchte, Getreide vor Allem zu verderben. Dicki hatte im Weizenfelde die traurige Gelegenheit zu beobachten, wie die Schlossen die Halme nicht blos knickten, sondern zersplitterten, ja ganz abschlugen.

Fort zog der Sturm so rasch als er gekommen war und nach einer Stunde blitzte wieder die Sonne herab auf die nun vernichteten Feldfrüchte; aber scheu flatterten Ammern und Lerchen aus ihren Schlupfwinkeln und suchten ihre zerstörten Nester, eisbeladene Gießbäche rauschten durch die Hohlgassen der Felder und nicht wenige todte von den Schlossen erschlagene Thiere schwemmten sie mit fort.

Stöhnend vor Herzeleid erhob sich Dicki und wankte dem Dorfe zu, aus welchem ihm schon heulend und wehklagend Männer und Weiber, Kinder und Greise entgegenkamen, um das für sie entsetzliche Unglück an Ort und Stelle anzusehen. Auch Anderl und die Seinigen waren darunter und klagten: „Jetzt ist nur mehr bei wohlthätigen Menschen Hilfe, wenn wir nicht allesammt Bettelleute werden wollen," so schrieen Alle. Nur Einer der Bauern klagte nicht, er war nemlich versichert. Das ganze Dorf rief also seine Freundschaft, soweit sie nicht mit betroffen war, zur Hilfe auf; wie sollten Dicki und selbst der feinwägende Anderl nicht auch daran denken, in diesem so außerordentlichen Falle sich an ihre Freundschaft zu wenden?

Also geschah es.

Das Dorf wählte seine Leute, welche die Hülfe der Nachbargemeinden in Anspruch nehmen sollten, und außerdem zog Jeder dahin, wo ihm Verwandte und Freunde wohnten, die nicht vom Unglück betroffen waren.

Sehr alte Bauern aber blieben zu Haus, mähten und sichelten was noch zu retten war, ab, schafften es vom Acker weg und ließen sofort den Pflug über die noch so junge Stoppel gehen. „Mir ist die Selbsthilfe lieber, als alles Terminiren", sagte Jakel, der Dorfälteste, „ich baue in das noch kräftige Land Gerste, die noch ganz gut zeitig wird, Wikhaber thut es auch und Stoppelrüben werden um so größer, je länger sie Zeit bis zum Herbst haben. Läßt mich das Getreide sitzen, so kann mich doch noch das Futter entschädigen." Und voll Gottvertrauen lenkte er die Oechslein durch das Artland.

Herr Niederwallner, der gräfliche Braumeister, zog aber den Neumodischen an und ging in die Stadt zum Agenten der Hagelversicherungsgesellschaft, um seinen Schaden anzumelden.

Wir werden sehen, wer von Allen am besten that.

Zuerst kam Anderl von seiner „Freundschaft" zurück. Er hatte bei den wenigen armen Verwandten, die er hatte, zwar eine sehr gute Aufnahme und die schönste Theilnahme gefunden, aber blutwenig Geschenke erhalten und meinte, es sei Schade für die verlorene Zeit gewesen. Dieses Beanspruchen der Hülfe der Nachbarn war in der alten Zeit häufiger Hungersnöthen gerade schon gut, jetzt aber konnte es nicht mehr ergiebig für Ersatz des Schadens sein, zum Hungern aber kam es doch nicht mehr. Dank der bessern Wirthschaft auch bei den Bauern.

Fluggs ahmte er das Beispiel von der Selbsthilfe des alten Jakel nach. Dieses mit lauter Hilfesuchen versäumt zu haben, mußten später Andere, die länger wegblieben, bitter bereuen.

Sehr spät kam Dicki zurück, von dessen Feldern indessen die Dienstboten abgeräumt hatten, ohne inzwischen, weiterer Aufträge ermangelnd, einen neuen Ausbau versucht zu haben.

Dicki, dem es nun an den Hals ging, hatte seine ganze „große Freundschaft" ernstlichst angegangen, ihm zu helfen, begreiflich mit Darlehen und nicht mit Almosen. Ueberall vergebens. Kleine Geschenke bot Jeder, aber tiefer eingehen wollte Keiner. Trostlos und gebrochenen Muthes kehrte er zu spät nach Hause, um sich noch durch Ausbau für dieses Jahr helfen zu können.

Auch der Braumeister, der Versicherte, klagte viel zu spät. Um noch die verhagelten Grundstücke bebauen zu können, war die Commission der Versicherungsgesellschaft zur Abschätzung gekommen, hatte dann noch viel über den Grad der Beschädigung gestritten und schließlich nur dürftig entschädigt. Man kam zur Einsicht, daß nur der Zutritt sehr vieler Gutsbesitzer und zwar aus Theilen mit sehr verschiedener Hagelgefährlichkeit in Ausdehnung auf große Länderflächen, wo die klimatische Verschiedenheit eher ein Risiko zuläßt, und dann noch nach Klassen und mit großen Mitteln eine Hagelversicherungsgesellschaft in die Lage großer und voller Wirksamkeit versetzen können. Daß dieß möglich werde, dafür müsse die Interessenvertretung der Landwirthe selbst sorgen.

Nunmehr wurde also guter Rath sehr theuer und zwar für unsere beiden Freunde, den reichen wie armen. Sie sahen ihren Untergang vor Augen.

Leere Ställe und keine Ernte — woher sollten Mittel zur neuen Aufhilfe, zum neuen Anfang, zu einer neuen und besseren Grundlage kommen, auch wenn sie erkannt wäre? Einst saß Dicki wie öfters, an dem nun von der „Freundschaft" verlassenen großen Ahorntisch, sorgenschwer den Kopf auf den Arm gestützt und sann nach, wie zu helfen sei. Seine Kinder spielten harmlos in der Stube, das wenige Gesinde schlenderte verdrossen im Hofe und auf der Flur herum, rathlos blieb der Hausherr.

Da öffnete sich sachte die Thüre und Anderl's Kopf erschien spähend in der Spalte, ohne daß ihn Dicki bemerkt hatte. Als der Nachbar sonst Niemand in der Stube gewahrte, trat er ganz ein und schob geräuschlos und von hinten sich nähernd dem sinnenden Dicki ein Zeitungsblatt auf den Tisch vor ihm hin. Der fuhr aus seinem Nachdenken auf, grüßte den Schulfreund und deutete fragend auf das Papier. Anderl wies stumm auf eine Stelle der Zeitung und nickte ihm die Aufforderung zum Lesen zu. Dicki thats und las laut:

„Der landwirthschaftliche Creditverein in D..... ist noch immer im Stande, satzungsgemäß Geldsummen auf kurze Fristen gegen Bürgschaft an Einzelne oder Genossenschaften auszuleihen. Wackere Landwirthe werden auch im landwirthschaftlichen Bezirksausschuß Bürgschaft oder Haftung finden.

Der Bezirksausschuß."

„Hm!" brummte Dicki in den Bart und sah fragend den horchenden Anderl an. Dieser setzte sich nun, nahm den kleinen Sohn Dicki's auf den Schooß und herzte ihn, fuhr dann aber fort:

„Schau, Dicki, mit uns ist's aus! Mit uns ist's Mathäi am letzten, — wir blasen auf dem letzten Loch! Ich habe gearbeitet, mehr, wie mein Handochs, Du hast Dein Gut betrieben, ehrlich und recht, wie es Dein Vater und Großvater thaten, — Alles war umsonst, das Unglück ist eingebrochen und hat uns auf das Haupt geschlagen, wir haben keinen Nothpfennig erübrigt, um uns aus dem Elende zu befreien. Nun Dich Deine „dicke Freundschaft" auch nicht mehr belästigt, wie ich sehe, wollen wir wieder wie ehedem in der Schule uns zusammensetzen und Rath halten, ernstlichen, denn es geht, wenn nicht an's Leben, so doch bis zum Bettelsack. Wir bekommen beide keine Hülfe, ich gar nirgends und Du höchstens bei Wucherern, um nach kurzer Galgenfrist ganz gewiß zu verderben. Wollen wir einmal neumodisch werden! Komm, es kann bei uns nicht viel mehr dabei verloren sein, wenn wir es wagen und unseren Betrieb ändern. Wir wollen Beete ackern, statt Bifängen, wollen mehr Klee und Gras bauen, als blos Getreide, wollen Dickwurz und Steckrüben pflanzen und güllen und brachen, Mergel, Asche und Gyps, auch Kunstdünger anwenden wenn's es leidet, — wir wollen dem Creditverein beitreten und sehen, ob wir von ihm Hülfe bekommen, laß uns Stallfütterung treiben, Wiesen bewässern, Güllefässer kaufen und uns mit anderen vereinigen zu einer Genossenschaft, um Maschinen zu kaufen, zu käsen und zu brennen nach Möglichkeit, — kurz, neumodische Bauern werden, fortschreiten in der Wirthschaft mit Umsicht."

Trübe lächelnd nickte dem plötzlich so Redseligen Dicki zu und meinte nur, es werde sich hart machen wegen des Kredits eben. „Aber der Versuch kostet nichts", erwiederte Anderl, „und so wollen wir uns zum Herrn Pfarrer, der Mitglied des Ausschusses ist, auf den Weg machen und anfragen."

Das thaten sie denn auch des anderen Tages wirklich und der Herr Pfarrer war nicht wenig erstaunt, auf einmal 2 seiner Bauern sich um den Sparkassen- und Vorschußverein des Bezirkes bekümmern zu sehen, nachdem er lange vergebens um Theilnahme in der ganzen Pfarrei geworben hatte. Er dachte gleich, diesen geht es gewiß an den Hals, sonst würden sie nicht kommen — und so gestand es auch Anderl, der das Wort führte, ein. Jetzt, da sie keinen Kredit mehr hatten, verlangten sie ihn! Doch tröstete sie der Herr Pfarrer, sprach Muth zu und entließ sie mit der Versicherung, er werde ihr Anliegen dem Vereinsvorstande vortragen und sie das Weitere wissen lassen. Sofort traten sie mit einer

kleinen Einzahlung selbst in den Verein und studirten seine Satzungen, die wir hier als Beispiel folgen lassen.

Satzungen für den landwirthschaftlichen Credit- und Sparkassa-Verein in Dorfen.

I. Firma, Sitz und Mittel des Vereins.

§. 1. Für den Landgerichts-Bezirk Dorfen bildet sich ein landwirthschaftlicher Credit- und Sparkassa-Verein mit dem Sitze zu Dorfen.

§. 2. Derselbe bezweckt, an Landwirthe und andere Ansässige, aber nur an Rechtschaffene, Geldvorschüsse zu geben, Geldgeschäfte zu vermitteln und verzinsliche Anlagen von Ersparnissen zu ermöglichen.

§. 3. Die Mittel des Vereinszweckes werden beschafft:

1) durch Einzahlungen der Vereins-Mitglieder und Eintritts-Gelder;
2) durch Einlagen von Ersparnissen der Dienstboten ꝛc.;
3) durch Anlehen.

II. Von der Mitgliederschaft.

§. 4. Mitglied des Vereines kann jeder rechtschaffene Ansässige werden, der sich mit einer Einlage von wenigstens 20 fl. — betheiligt. Diese Einlage kann auch in Monats-Raten à 5 fl. abgetragen werden, wie überhaupt Einlagen nur von 5 und 10, 15 und 20 fl. ꝛc. gemacht werden können. Der Ausschuß entscheidet über Aufnahme, Anerkennung oder Nichtanerkennung als Mitglied ohne Angabe von Gründen. Geldeinzahlungen allein berechtigen noch nicht zur Mitgliederschaft; gleichwie als Mitglied nur anerkannt werden kann, der wenigstens 20 fl voll eingezahlt hat.

§. 5. Die Verzinsung der Einlage beginnt, wenn sie 20 fl. erreicht hat; bei Dienstboten und Gesellen ꝛc. mit 5 fl. Einlage. Verzinset wird sowohl Kapital als verfallene Zinsen, nur 5 zu 5 fl.; letztere erst nach Verfluß eines Vierteljahres vom Verfalltage an, wenn solche bis dahin liegen bleiben.

Einlagen vor dem 15ten eines Monats werden mit dem Ersten des darauffolgenden Monats, spätere Einlagen erst mit dem Ersten des zweit darauffolgenden Monats verzinset.

Für den Monat der Kapitalsrückbezahlung wird nichts verzinset. Kapitalien zu 20 fl. und mehr müssen Einen Monat früher gekündet werden, außerdem ein Zinsenabzug für Einen Monat stattfindet. Kapitalien zu 100 und mehr Gulden sind ein Viertel-

jahr vorher zu künden bei Vermeidung eines Zinsenabzuges für Ein Vierteljahr.

5—15 fl. werden mit 2, 20—60 fl. mit 3, 65—95 fl. mit $3^1/_2$, und erst 100 fl. mit 4 Procent verzinset.

Abänderungen des Zinsfußes können nur von einer General-Versammlung vorgenommen werden. Auch Einlagen von 100 fl. können gemacht werden; über Annahme höherer Einlagen hat der Ausschuß zu entscheiden.

Den Einzahlern werden Einlagsbüchlein, unterzeichnet vom Vorstande und 2 Ausschuß-Mitgliedern, ausgehändigt. Die aufgenommenen Mitglieder dagegen erhalten Aufnahms-Urkunden, welche die Größe ihrer eingezahlten Credit-Betheiligungs-Summe enthalten. Für weitere Einlagen wird selben auch nur ein Einlagsbüchlein zugestellt.

§. 6. Der Austritt eines Mitgliedes findet nur dann statt, wenn die gegenseitigen Verbindlichkeiten bereinigt sind.

§. 7. Jedes eintretende Mitglied zahlt einen Gulden Eintritts-Geld, der auf den Geschäftsbetrieb verwendet wird. Die Hälfte des jährlichen Reingewinnes wird als Reservefond angelegt; die andere Gewinnhälfte als Dividende verwendet.

III. Rechte und Pflichten der Mitglieder.

§. 8. Ein jedes Mitglied ist berechtigt:

1) bei der General-Versammlung Sitz und Stimme zu führen;
2) die Jahres-Dividende, die nach der Größe seiner Credit-Betheiligung berechnet wird, sich ausbezahlen zu lassen, und
3) bei Darlehen und Einlagen Nichtmitgliedern vorgezogen zu werden.

§. 9. Dagegen sind die Mitglieder des Vereines verpflichtet:

1) die zugesagten Einzahlungen richtig abzutragen, und
2) für die gesammten Vereinsschulden nach Maßgabe ihrer Credit-Betheiligung zu haften.

IV. Von der Credit-Betheiligung.

§. 10. Eintretende Mitglieder zeigen ihren Eintritt und die Summengröße ihrer Credit-Betheiligung schriftlich oder mündlich an. Im letzteren Falle wird ihre Erklärung mit wenigen Worten verzeichnet und mit ihrer eigenen Namens-Unterschrift versehen. —

Jedes Mitglied haftet für sämmtliche Verbindlichkeiten des

Vereines im Verhältnisse und bis zur Höhe seiner Credit-Betheiligung. — Geldeinleger, die nicht Mitglieder sind, haben keine Haftung.

§. 11. Der Ausschuß entscheidet über die Größe der Einlagen und der Credit-Betheiligung, und kann letztere auch heruntersetzen.

V. Von den Vorschüssen und Darlehen.

§. 12. Der Ausschuß entscheidet auch über die zu machenden Darlehen und Vorschüsse ohne Angabe von Gründen. Bei größeren Darlehen, und nach Umständen auch bei geringeren, kann Vormerkung im Hypothekenbuche, oder förmliche Hypothekstellung verlangt werden. Auch kann sich der Verein sichern durch Faustpfänder, Ausstellung von Wechseln, Stellung eines oder zweier Bürgen ꝛc ꝛc. Auf Rechtschaffenheit des Charakters ist vor Allem zu sehen.

VI. Wechselverkehr mit dem oberbayerischen Credit-Verein.

§. 13. Da der Credit-Verein zugleich ein Sparkassen-Verein ist, und in dieser Beziehung alle Haftung selbst zu tragen hat, so wirkt er auch für sich selbstständig und gibt nur in so weit an den oberbayerischen Credit-Verein Gelder ab, als diese für den eigenen Bedarf nicht mehr nothwendig sind. Dieser wird als Mutter-Verein anerkannt.

VII. Von der Verwaltung.

A) General-Versammlung.

§. 14. Die General-Versammlung findet jedesmal am letzten Montag im Jänner Nachmittags 1 Uhr statt. Jedes aufgenommene Mitglied kann beiwohnen, 20 fl. Stammantheil geben Eine Stimme.

Mehr als drei Stimmen darf ein Mitglied nicht haben.

Dabei findet Ablage der Rechnung und des Rechenschaftsberichtes, die Wahl des Ausschusses und Berathung über Alles statt, was vom Ausschusse oder einzelnen Mitgliedern derselben unterstellt wird. Wichtige Anträge haben diese wenigstens 8 Tage früher schriftlich einzureichen. Auch werden immer zwei Mitglieder zur Prüfung der Rechnung für das nächste Jahr gewählt, denen diese längstens 8 Tage vor der Generalversammlung vorzulegen ist. Ueber die Größe der Dividende entscheidet die General-Versammlung. Dabei ist nach §. 7 sich zu richten und zu beachten, daß nur der Ueberschuß der Activen über sämmtliche Passiva und Verwaltungs-Kosten den Gewinn bildet.

Eine außerordentliche General-Versammlung findet statt, wenn der Ausschuß oder 15 Mitglieder solche fordern. Selbe wird sodann binnen 3 Wochen abgehalten.

§. 15. Der Vorstand des Ausschusses oder dessen Stellvertreter leitet die Versammlung. Vor Allem prüft der Ausschuß die Legitimationen und verzeichnet die vorhandenen Stimmen. Allenfallsige Anstände hiebei entscheidet der Ausschuß. Entschieden wird bei der General-Versammlung nach Stimmen-Mehrheit. Bei Stimmen-Gleichheit entscheidet das Loos.

Ueber Abänderung und Ergänzung der Statuten und über Auflösung des Vereines kann nur mit 2 Drittheilen der Stimmen und bei Vorhandensein der Hälfte der Mitglieder entschieden werden.

Fehlen diese Bedingungen, so ist eine zweite General-Versammlung zu berufen. Wird eine dritte nothwendig, so entscheiden dabei $^2/_3$ Stimmen ohne Berücksichtigung der Zahl der erschienenen Mitglieder.

Die Protokolle werden vom Vorsitzenden, dem Schriftführer und 3 Mitgliedern unterschrieben.

B) Ausschuß und Vorstand.

§. 16. Die oberste Geschäftsleitung und Vertretung des Vereines wird durch den aus 7 Personen bestehenden Ausschuß besorgt.

§. 17. Dieser wählt aus seiner Mitte einen Vorstand, der den Verein in jeder Beziehung formell repräsentirt, und einen stellvertretenden Vorstand. Diese beiden bestimmen den Schriftführer und Kassier. — Der Stellvertreter übt seine Funktion nur auf Aufforderung des Vorstandes oder bei dessen Abwesenheit aus. Seine Verfügungen haben die vollste Giltigkeit. Alle Ausfertungen des Vorstandes geschehen unter der Bezeichnung: „Landwirthschaftlicher Credit- und Sparkassa-Verein Dorfen. N. Vorstand."

§. 18. Der Ausschuß sorgt für die Wahrung aller Interessen des Vereines, für Beobachtung der Statuten und für den Vollzug aller Beschlüsse. Er hat den jährlichen Rechenschaftsbericht abzulegen und für Herstellung der Rechnungen mit Bilance und für Führung der nöthigen Bücher zu sorgen.

§. 19. Dabei hat er das Kalenderjahr als Rechnungsjahr zu beachten. Mit dem letzten Dezember werden die Bücher abgeschlossen und längstens 14 Tage darauf müssen die Rechnungen angefertigt, der Gewinn festgestellt und der treffende Antheil auf die Dividende und den Reservefond berechnet und verzeichnet sein. Die gestellten Rech-

nungen sind sodann den dazu erwählten 2 Mitgliedern zur Revision vorzulegen.

§ 20. Zu dem Wirkungskreise des Ausschusses gehört auch:

1) Aufstellung und Abänderung der Geschäftsordnung und der nöthigen Reglements;
2) Errichtung von Agenturen, resp. Aufstellung von Agenten;
3) Anstellung und Entlassung des etwa hiezu nöthigen Dienstpersonales;
4) Vereinnahmung aller Einzahlungen und Besorgung der nöthigen Ausgaben und sonstiger Geldgeschäfte;
5) Herstellung der Jahresrechnung und Bilance.
6) Bewilligung von Vorschüssen und Darlehen, Prolongationen, Aufnahme von Passiv-Kapitalien, Feststellung des Zinsfußes bei Vorschüssen und Darlehen und Sicherstellung der letzteren;
7) Aufnahme von Mitgliedern.

§. 21. Die Ausschuß-Mitglieder besorgen ihre Geschäfte in so lange unentgeldlich, als der abfallende Gewinn eine Honorirung nicht gestattet. Wird solche möglich, so bestimmt selbe die General-Versammlung.

§. 22. Der Verein beginnt seine Wirksamkeit und constituirt sich als solcher, sobald ein hundert Stammantheile zugesagt und gesichert sind.

§. 23. Im Falle der Auflösung dieses Vereines erfolgt die Liquidation durch den Ausschuß und drei weitere von der General-Versammlung hiezu bestimmte Mitglieder.

§. 24. Gleichwie der landwirthschaftliche Bezirks-Verein Dorfen diesen Credit-Verein gründet, so bestreitet er auch die nöthigen Ausgaben für den Anfang des Betriebes. Seine Auslagen werden ihm zurückbezahlt, sobald die Ueberschüsse des Credit-Vereines dieß ermöglichen.

Bis zur festen Begründung des Vereines besorgt das landwirthschaftliche Bezirks-Comité die Geschäfte des Credit-Vereines.

Also berathen und festgestellt vom landwirthschaftlichen Bezirks-Comité Dorfen in Gegenwart von 10 Comité-Mitgliedern zu

Dorfen, am 15. April 1867.

was beglaubigt:

Böhm, Pfarrer, als I. Vorstand.
Gerbl, II. Vorstand.
Berchtold, Sekretär.
Zöpf, als Kassier.

In der That erhielten sie gegen Bürgschaft, welche der Vereinsausschuß selbst leistete, der sich wieder das mit dem Gelde angekaufte verpfänden ließ, Geld und zwar zum Vieheinkauf, wie sie selbst wollten.

Da sie Futter hatten, war dieß das Vernünftigste, denn mit Mist beginnt jeder gründliche Anfang in der Landwirthschaft und Mist macht das Vieh am wohlfeilsten.

Also machten sich die 2 Freunde auf und zogen in die benachbarte Gebirgsgegend, wo es gutes und schönes Vieh, nicht eben zu theuer gab.

„Eine feine Haut, eine breite Brust, — kleine Hörner, — große Milchadern, ein fehlerfreies viereckiges Euter mit gesunden Strichen, einen schönen Milchspiegel, einen langen aber dünnen Schwanz — das will ich an einer guten Milchkuh, die nicht zu alt ist, sehen," sagte Anderl, und wiederholte es oft auf dem Wege, musterte alle Kühe, die sie auf der Weide sahen, und begann endlich in die Ställe selbst zu gehen, als sie in die Vorberge gekommen waren. Sie wollten Kälberkühe haben und schon gab es deren im Spätherbste in den Stallungen.

Sie wählten lange, untersuchten und probirten, feilschten und boten, bis sie endlich ihr Geld ausgegeben hatten und die Heimreise antraten, nicht ohne manchen Trostblick auf das Gewährschaftsgesetz zu werfen. Anderl studirte das Gesetz besonders eifrig und wir schalten das bayerische hier noch besonders ein.

Verkehr mit Thieren. *)

Viehhandel und Viehgewährschaft.

Der Viehhandel ist vollständig freigegeben. Gewerbsmäßig betrieben unterliegt er auch der Besteuerung.

Wer den Viehhandel betreibt, muß sich mit einer polizeilichen Legitimation versehen, welche von dem Bezirksamte ausgestellt wird. Diese Legitimation ist aber keine Bewilligung, sondern dient nur dem Viehhändler als Ausweis über seine Persönlichkeit.

*) Aus dem vortrefflichen Schriftchen von Bezirksamtsassessor Haag: Die landw. Hausthiere. München. Fleischmann 1868.

Allein es stieß ihnen kein Mißstand bei ihrem Einkauf zu, als der, daß sie nun auf einmal zu viel Milch für ihren Bedarf hatten und das Buttern wenig rentirte. Sofort legte sich Dicki ins Mittel und ruhte nicht, bis sie einen Käser im Dorf

---

(Siehe Art. 209 des Polizeistrafgesetzbuches, Abs. 2, welcher lautet: Der Handel mit Vieh und Getreide, mit inländischen Bodenerzeugnissen und Rohstoffen, sowie mit den gewöhnlichen den Gegenstand des Wochenmarktverkehres bildenden Lebensmitteln ist freigegeben und soll im Verordnungswege weiteren Beschränkungen, als im gegenwärtigen Gesetzbuche vorgesehen sind, nicht unterworfen werden.)

Beim Viehhandel ist von größter Wichtigkeit die Gewährschaft, ein Rechtsverhältniß, nach welchem der Verkäufer für gewisse Fehler des Thieres dem Käufer haften muß.

Diese Gewährschaft ist für ganz Bayern geregelt durch das Gesetz vom 26. März 1859, die Gewährleistung bei Viehveräußerungen betreffend.

Dieses Gesetz beabsichtigt, für den Handel mit werthvolleren Thieren eine möglichst ausreichende Sicherheit zu schaffen. Es fördert deßhalb die Interessen des Verkehres und schützt den Käufer und Verkäufer gleichmäßig vor Uebervortheilung, den Verkäufer, weil er nach Ablauf einer bestimmten Zeit wegen der gesetzlichen Mängel nicht mehr belangt werden kann, den Käufer, weil er ein Geschäft anfechten darf, in welchem er geradezu überlistet wurde.

Maßgebend ist immer der Grundsatz, daß die in dem Gesetze näher bezeichneten Krankheiten zu einem bestimmten Zeitpunkte als vorhanden angenommen werden können.

Man hat in neuerer Zeit viel für und wider das Gewährschaftsgesetz angeführt. Wir erklären uns mit der Mehrheit der bayerischen Landwirthe für dessen Fortbestehen.

Man bedenke, daß vor unserem Gesetze 70—80 einzelne Land-, Stadt- und Ortsrechte über den Gegenstand gegolten haben. (S. Dr. Kreutzer, die in Bayern geltenden Gesetze, Statuten und Gewohnheitsrechte bezüglich der Viehgewährschaft.)

Dieses unfaßbare Vielerlei, das in den verschiedensten Gesetzbüchern untergebracht war, ist verschwunden (siehe Art. 12 des Gesetzes.) Die Erlassung eines für ganz Bayern geltenden Gesetzes war nicht mehr zu umgehen, als sich die Verkehrswege immer mehr und mehr entfalteten und der Viehhandel, in Folge der Eröffnung der Eisenbahnen eine früher unmögliche Ausdehnung erhalten hatte. Ein weiterer Grund für die Erlassung des Gesetzes lag darin, daß die vorangeschrittene thierärztliche Wissenschaft eine Reihe von Grundsätzen als veraltet bloßgelegt hatte, welche noch in den verschiedenen Land- und Statutarrechten anerkannt waren.

So viel man auch gegen unser Gesetz geltend gemacht hat, so wenig vermögen wir uns zu überzeugen, daß dessen Vortheile von den Nachtheilen eines ungeordneten und fast nach Quadratmeilen ausgeschiedenen Rechtszustandes

hatten, der alle Milch zusammen kaufte, deren er habhaft werden konnte und für die Maaß ohne Zurückgabe der Molken 3 kr. bezahlte. Die erste Bedingung, wenigstens 300 Maaß Milch für den Tag zu erhalten, erfüllten einige Großbauern mit Dicki und

---

überwogen werden könnten, und wenn man als Hauptgrund den Umstand anführt, daß erfahrungsgemäß die einfachen Landleute, welche das Gesetz nicht genau kennen, von geübten Händlern, denen das Gewährschaftsgesetz ganz geläufig ist, übervortheilt werden, so vergißt man, daß es dem Landwirthe noch schwerer würde, Geschäfte abzuschließen, wenn er statt eines einzigen kurzen Gesetzes eine Unzahl von einzelnen Rechten sich aneignen müßte.

Die gegen das Gesetz seither erhobenen Klagen sind deßhalb auch vereinzelt geblieben und es ist nur zu wünschen, daß Diejenigen, welche vielfache Viehkäufe und Verkäufe abschließen, sich genau mit den gesetzlichen Bestimmungen bekannt machen.

Zu diesem Zwecke wird im Nachfolgenden das ganze Gewährschaftsgesetz mit den nothwendigsten Erläuterungen versehen mitgetheilt.

Gesetz,

die Gewährleistung bei Viehveräußerungen betreffend.

Art. 1.

Wer ein lebendes Thier von einer der nachstehend bezeichneten Gattungen verkauft oder sonst gegen Entgelt veräußert, hat vorbehaltlich der im Art. 10 enthaltenen Bestimmungen nur für die nachbenannten Fehler und nur während der bei einem jeden derselben bemerkten Frist Gewähr zu leisten:

I. bei Pferden, Eseln und Maulthieren: 1) für Schönblindheit, 2) für Koppen acht Tage lang; 3) für Rotz, 4) für Hautwurm, 5) für Dampf (gleichviel ob derselbe in Krankheiten der Respirationsorgane innerhalb oder außerhalb der Brusthöhle oder des Herzens seinen Grund hat), vierzehn Tage lang; 6) für Koller einundzwanzig Tage lang; 7) für fallende Sucht, 8) für periodische Augenentzündung vierzig Tage lang;

II. beim Rindvieh: 1) für Tragsack- und Scheidevorfall, soferne er nicht unmittelbar nach einer Geburt vorkommt, 2) für Lungensucht vierzehn Tage lang; 3) für Perlsucht achtundzwanzig Tage lang; 4) für fallende Sucht, 5) für Lungenseuche vierzig Tage lang;

III. bei Schafen: 1) für Milbenräude, 2) für Fäule, 3) für bösartige Klauenseuche vierzehn Tag lang;

Anderl. Bald kamen andere nach und in einem halben Jahre bekam der Schweizer schon nahezu täglich 1000 Maaß zu verkäsen. Wie wohl es den armen Bauern that, wenn sie immer etwas baar Geld in die Hand bekamen! Und nun gings an den Futterbau

---

IV. bei Schweinen: für Finnen acht Tage lang.

Die sämmtlichen vorstehend bezeichneten Fristen werden vom Tage der Uebergabe an berechnet und hiebei dieser Tag selbst nicht mitgezählt. Befindet sich der Erwerber bezüglich der Empfangnahme in Verzug, so wird die Frist vom Tage des Verzuges an berechnet.

Das Gesetz kennt nur eine Gewährschaft für lebendes Vieh, für todte Thiere gelten deßhalb nur die allgemeinen Gewährschaftsbestimmungen.

Die gesetzliche Gewährschaft erstreckt sich ausschließlich nur auf die obenbenannten 4 Thiergattungen, nicht also auf Hunde, Geflügel, Ziegen u. dergl., deren Werth in der Regel viel geringer ist.

Die Gewährschaft tritt nur ein beim Kaufe und sonstigen Veräußerungen gegen Entgelt, wie beim Tausche, nicht aber bei der gewöhnlichen Schenkung, bei einem Vermächtnisse, daher das Sprüchwort: „einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul.“

Wenn eine spätere Uebergabe des gekauften Thieres ausbedungen wird, so beginnt die Gewährschaft erst vom Tage der Uebergabe an.

„Wenn ein Kauf „auf Probe“ abgeschlossen worden ist, so kommt es darauf an, ob das Geschäft nach den einschlägigen Gesetzen als vollendet anzusehen ist oder nicht. Ist das Erstere der Fall, dann beginnt sofort vom Tage der Uebergabe an die Gewährschaftsfrist; ist dagegen der Vertrag noch gar nicht vollendet, so ist von einer Gewährschaftsfrist noch keine Rede.“ (S. Dr. J. J. Lauck's Commentar S. 25.)

Die Fristen werden nach ganzen Tagen berechnet, nicht nach Stunden.

Zeigt sich der Fehler innerhalb der Frist, so haftet der Veräußerer, wenn er nicht etwa beweisen kann, daß derselbe zur Zeit des Vertragsabschlusses noch nicht bestanden habe; zeigt sich aber der Fehler erst nach Ablauf der Frist, so hat der Veräußerer keine Haftung mehr.

Die Gewährschaft tritt nur ein hinsichtlich der in dem Gesetze namentlich angeführten Fehler. Eine Entschädigungsklage findet selbst dann nicht statt, wenn der Veräußerer einen Fehler arglistig verheimlicht, welcher nicht im Gesetze genannt ist oder für den nicht etwa in Folge besonderer Vereinbarung gehaftet wurde. (S. Völderndorff's Commentar S. 18.)

Hiemit soll freilich nicht jeder Beschädigung des Thiererwerbers oder jedem Betruge Thür und Thor geöffnet sein. Wer z. B. ein Thier verkauft, welches gewisse Beschädigungen voraussichtlich anrichten muß, haftet für den Schaden.

Die strafrechtlichen Bestimmungen über den Betrug bleiben ebenfalls vorbehalten.

Siehe Art. 314 des Strafgesetzbuches: Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vortheil zu verschaffen, mittelst Vorspiegelung falscher oder mittelst Unterdrückung wahrer Thatsachen oder mittelst Anwendung arglistiger Kunstgriffe eine Täuschung hervorruft oder unterhält und dadurch Jemanden an seinem Vermögen benachtheiligt, macht sich des Betruges schuldig. Bei dem Betruge ist auch der Versuch eines Vergehens oder einer Uebertretung strafbar.

mit vorher unbekannter Lust! Jetzt wurde geodelt, gegypst, geäschert, gekalkt — endlich bewässert und beschlämmt nach Herzenslust, — das Dorf stak im Frühjahr in einem Wald von Gras und Blumen und das Heu konnte nicht mehr ganz in die Scheunen

---

Der Irrthum wird nach unserem Gesetze nur insoweit berücksichtigt, als er sich auf Eigenschaften erstreckt, welche im Gesetze genannt sind. Was den Irrthum über die Identität des Gegenstandes anbelangt, so ist derselbe nicht nach unserem Gesetze, sondern nach allgemeinen civilrechtlichen Grundsätzen zu behandeln. Unser Gesetz kennt natürlich nur die Gewährschaft wegen Mängel, nicht auch die Gewährschaft für andere Rechtsverhältnisse, wie z. B. dafür, daß die Sache keinem Andern gehöre oder daß sie nicht mit den gleichen Rechten belastet sei.

Art. 2.

Die Gewährleistung geht nur auf Fehler, die zur Zeit des Vertragsabschlusses bereits vorhanden waren.

Wenn die im Art. 1 bezeichneten Fehler innerhalb der daselbst bestimmten Fristen sich offenbaren, wird bis zum Beweise des Gegentheils angenommen, daß das Thier schon zur Zeit des Vertragsabschlusses damit behaftet gewesen sei.

Im Art. 2 ist der auch früher allgemein gültige Grundsatz ausgesprochen, daß dem Veräußerer die Haftung nur für solche Fehler obliegt, welche zur Zeit des Vertragsabschlusses schon vorhanden waren. Befällt nach der Erwerbung das Thier eine Krankheit, so ist dies ein Unfall, dessen Folgen den Erwerber treffen.

Entsteht ein Rechtsstreit, so wird in der Regel der Käufer als Kläger auftreten. Als Kläger müßte nun der Erwerber den Beweis liefern, daß der Mangel schon zur Zeit des Vertragsabschlusses vorhanden gewesen ist. Von diesem Beweise ist er in gewissen Fällen durch unser Gesetz befreit, welches die Vermuthung aufstellt, daß der Fehler, wenn er innerhalb einer bestimmten Zeit hervortritt, auch schon zur Zeit des Vertragsabschlusses vorhanden war. Gegen diese Vermuthung kann natürlich der beklagte Verkäufer den Gegenbeweis führen und nachweisen, daß der Fehler nicht vorhanden war, was ihn von der Haftung befreit. Es kann nämlich beispielsweise ein ganz gesundes Thier verkauft worden sein, das Thier wurde aber vom Erwerber in einen Stall eingestellt, wo es angesteckt wird. Wenn die Ansteckung bewiesen wird, so ist natürlich von einer Haftung des Verkäufers keine Rede mehr.

Rathsam ist es übrigens immer für den Erwerber, sofort wenn der Fehler entdeckt wurde, den Veräußerer in Kenntniß zu setzen und jedenfalls noch innerhalb der Gewährschaftsfrist das Gutachten eines Sachverständigen, womöglich des Thierarztes, über den Zustand des Thieres einzuholen, um seinerzeit den Beweis ohne Schwierigkeiten führen zu können.

Ueber die Besichtigung des Thieres im Falle der Entdeckung von Fehlern waren im Entwurfe des Gesetzes (Art. 9 und 10 des Entwurfes) besondere Bestimmungen enthalten, welche jedoch nicht in das Gesetz aufgenommen wurden, weil es sich hiebei lediglich um eine Formalität handelte.

gebracht werden und mußte auf Mieten des Verführens in den Stall harren.

Nun gab es Mist in Fülle und Kartoffeln, Rüben und Getreide gerieth, wie nie vorher. Eine Genossenschaft für Dresch-

---

Art. 3.

Die Gewährleistung fällt weg:

1) bei Zwangsversteigerungen und bei richterlich angeordneten Versteigerungen überhaupt;
2) wenn der Veräußerer nachweist, daß dem Erwerber im Zeitpunkte des Vertragsabschlusses der Fehler des Thieres bekannt war;
3) wenn das fehlerhafte Thier in einer Gesammtheit verschiedenartiger Sachen z. B. einem Gutsinventare oder einer ganzen Vermögensmasse ohne Ausscheidung eines besonderen Preises veräußert wurde.

Es wäre sehr hinderlich, wenn auch bei von Gerichts- oder öffentlichen Behörden vorgenommenen Zwangsversteigerungen eine Gewährschaft eintreten würde. In diesem Falle trifft also den Erwerber alle Wag und Gefahr. Nicht nur gerichtliche Versteigerungen gehören hieher, sondern auch Zwangsversteigerungen durch k. Rentämter, welche häufig Hausthiere zum Gegenstand haben. (S. Völderndorff's Commentar S. 49.)

Durch Art. 3 Ziffer 2 ist eine Ausnahme für die Bestimmungen des Art. 2 des Gesetzes angeordnet. Wenn der Erwerber vor dem Abschluß des Geschäftes oder zur Zeit des Abschlusses den Fehler kannte und doch kaufte, so ist er nicht übervortheilt und kann den Vertrag nicht rückgängig machen. Wenn er dennoch auf Vertragsauflösung klagt, so kann ihm der Veräußerer die Einrede der Ziffer 2 entgegenstellen.

Uebrigens befreit die Möglichkeit, daß der Erwerber den Fehler sehen mußte (Augenfälligkeit des Fehlers), den Veräußerer noch nicht von seiner Haftung.

Die Bestimmungen der Ziffer 3 sind von den Bestimmungen im Art. 7 und 8 wohl zu unterscheiden. Ziffer 3 handelt nur von der Veräußerung eines ideellen Ganzen, bei dem sich verschiedene Sachen befinden, wie dies z. B. auch bei der Veräußerung einer Erbschaftsmasse der Fall wäre.

Art. 4.

Ist eine Gewährleistungspflicht begründet, so kann nur auf Aufhebung des Vertrages, nicht auf Minderung des Erwerbungspreises Klage gestellt werden, es sei denn, daß sich der Fehler an einem zum Zwecke des Schlachtens erworbenen und auch wirklich geschlachteten Thiere vorfindet. In diesem Falle kann der Erwerber vorbehaltlich der im Art. 6 enthaltenen Bestimmung nur den Ersatz desjenigen Schadens verlangen, welcher ihm wegen der durch den Fehler herbeigeführten Unverkäuflichkeit oder Minderwerthgiltigkeit des Fleisches oder anderer Theile des Thieres zugeht.

Diese Bestimmungen bedürfen keiner weitläufigen Erläuterung. Wenn der Erwerber innerhalb der gesetzlichen Frist einen Fehler entdeckt, so kann er gegen den Veräußerer die sogenannte Wandelungsklage stellen, d. h. er kann verlangen, daß der ganze Vertrag rückgängig gemacht werde. Wenn

und Mähmaschinen ward durch unsere beiden „Kulturvorgeher“ wie sie der Bezirks-Amtmann nannte, gebildet, eine Bewässerungsgenossenschaft, ja eine Brennereigenossenschaft schloß sich an.

Längst war das geliehene Kapital für den Kuhkauf in Annui-

---

das Thier durch mehrere Hände ging, so muß die Klage zunächst gegen den letzten Veräußerer gestellt werden, dieser kann sich sodann wieder an seinen Vormann halten. (Siehe Völdernbdorff's Commentar S. 52.)

Wenn dagegen ein Thier lediglich zum Zwecke des Schlachtens gekauft worden ist, so kann der Erwerber nur die sog. Minderungsklage gegen den Veräußerer stellen, d. h. er kann die verhältnißmäßige Herabsetzung des Kaufschillings ꝛc. ꝛc. verlangen. Das Schlachten muß natürlich innerhalb der gesetzlichen Frist geschehen sein. Fälle dieser Art kommen häufig vor. Ein Metzger erwirbt beispielsweise eine Kuh zum Schlachten; nach der Schlachtung findet der Fleischbeschauer, daß das Fleisch ungenießbar ist. Da nach Art. 132 des Polizeistrafgesetzbuches dieses Fleisch nicht mehr verkauft werden kann, so kann der Metzger gegen den Veräußerer auf Schadenersatz klagen, wenn die Kuh einen Gewährschaftsfehler hatte. — Der Verkäufer muß den Werth des Fleisches ersetzen, der Metzger muß sich dagegen den Werth der Haut, Hörner ꝛc. anrechnen lassen, wenn diese noch brauchbar sind.

Art. 5.

Die Aufhebung des Vertrages verpflichtet den Veräußerer:

1) zur Rückgabe dessen, was er aus dem Vertrage empfangen hat;

2) zur Erstattung aller in Folge des Vertrages oder der Krankheit des Thieres von dem Erwerber bestrittenen nothwendigen Auslagen, insbesondere für Vertragstaxen, für thierärztliche Behandlung, dann für Besichtigung und Wegschaffung des Thieres;

3) zum Ersatze der von dem Erwerber bestrittenen Fütterungs- und Verpflegungskosten.

Dagegen hat der Erwerber dem Veräußerer die Zurücknahme des lebenden oder todten Thieres zu gestatten, sowie das etwa noch außerdem aus dem Vertrage Erhaltene zurückzugeben und sich die aus dem Thiere gezogenen Nutzungen an den unter Ziffer 3 bezeichneten Ersatzposten in Abrechnung bringen zu lassen.

Wenn der Vertrag rückgängig wird, so muß der Veräußerer den Kaufschilling (jedoch ohne Zinsen) oder den Tauschgegenstand zurückgeben. Hat er den Tauschgegenstand, der ihm gegeben wurde, nicht mehr in Händen, so muß er den gemeinen Werth desselben ersetzen. Hat er aber nach Entdeckung des Fehlers seinen Tauschgegenstand böswillig veräußert, so muß er den Werth ersetzen, den der Gegenstand für den Erwerber hatte. (S. Völdernbdorff's Commentar S. 58.)

Außerdem muß der Veräußerer auch die Vertragstaxen ersetzen, sowie die Kosten für thierärztliche Behandlung. Die letzteren können sehr groß sein, wenn das verkaufte Thier an einer ansteckenden Seuche gelitten und andere Thiere angesteckt hat, so daß häufigere thierärztliche Besuche, Stallvisitationen und Reinigung nothwendig waren. Auch die Gebühren für den Wasenmeister fallen dem Veräußerer zur Last. Er hat indessen in allen diesen Fällen nur die wirklich nothwendigen Kosten zu ersetzen.

täten oder jährlichen Theilen zurückgezahlt und Wohlstand war in die Häuser der „Neumodischen" zurückgekehrt, als sich auch nach und nach wieder einer und der andere der 99 —, der alten „dicken Freundschaft" wieder sehen ließen und der Verwandtschaft gedachten.

Daß dagegen das Gesetz dem Veräußerer die Zurücknahme des lebenden oder todten Thieres gestattet, ist der Billigkeit angemessen, denn das lebende Thier kann immer noch Werth haben und der todte Körper ist ebenfalls häufig zu brauchen. Es kann in vielen Fällen noch die Haut benützt werden und nach der Erfahrung vieler Landwirthe ist auch das Fleisch, die Knochen 2c. 2c. ein werthvoller Düngstoff.

Wenn, wie dies bei ansteckenden Krankheiten der Fall ist, der ganze Körper auf polizeiliche Anordnung verscharrt werden mußte, so kann ein Anspruch auf Ersatz des Werthes nicht geltend gemacht werden. Die aus dem Thiere gezogenen Nutzungen müssen zu Gunsten des Veräußerers in Anrechnung gebracht werden. Solche Nutzungen wären z. B. Beschälgelder bei Hengsten, Milch bei Kühen, Wolle bei Schafen, geleistetes Lohnfuhrwerk und dergl.

Art. 6.

Wenn dem Veräußerer der Fehler des Thieres zur Zeit des Vertragsabschlusses bekannt war, so ist er dem Erwerber neben den vorstehend bezeichneten Leistungen (Art. 4 und 5) zum Ersatze alles Schadens und Gewinnentganges verpflichtet, der demselben in Folge der Fehlerhaftigkeit des Thieres zugegangen ist.

Wenn der Veräußerer ein Thier weggibt, dessen Fehlerhaftigkeit er gekannt hat, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß er den Erwerber arglistig übervortheilen wollte. In diesem Falle muß der Veräußerer nicht nur den positiven Schaden (Art. 5), sondern auch Alles ersetzen, was der Erwerber in Folge des Geschäftes verlor, mithin auch den Gewinnentgang des Erwerbers. Einige Beispiele werden dies klar machen. Ein Viehhändler verpflichtet sich bei einer Conventionalstrafe von 100 fl., einem Metzger in der Stadt bis zum Charsamstag sechs Ochsen zu liefern. Er kauft bei dem Bauer N. 6 Ochsen, welche schon nach ein paar Tagen an der Lungenseuche zu Grunde gehen. Der Viehhändler muß in Folge dessen 100 fl. an den Metzger bezahlen; allein er kann den Rückersatz dieser Summe von dem Bauern N. verlangen. Außerdem müssen ihm auch die Transport- und Fütterungskosten ersetzt werden.

Oder ein Lohnkutscher, welcher öffentliches Fuhrwerk, z. B. Droschken, zu stellen hat, kauft ein Pferd, welches nach acht Tagen in Folge eines Gewährfehlers unbrauchbar wird; der Lohnkutscher ist deßhalb gezwungen, ein anderes Pferd zu miethen, um das Fuhrwerk stellen zu können. Auch diesen Schaden muß der arglistige Verkäufer des kranken Pferdes ersetzen. Wenn derselbe Lohnkutscher ein Pferd kaufte, welches innerhalb der Frist wegen einer im Gesetze genannten Krankheit umgestanden ist, so muß der arglistige Verkäufer auch das ersetzen, was der Lohnkutscher nach einer Durchschnittsberechnung mit jenem Pferde in der fraglichen Zeit hätte verdienen können (Gewinnentgang).

Art. 7

Sind Zugthiere als Paare, Gespanne oder Züge um einen Gesammtpreis veräußert worden, so kann wegen Fehlerhaftigkeit eines einzigen Stückes

Der Eine hatte eine Tochter zu verehelichen, — und Dicki war noch Wittwer —, der andere hätte gern ein Roß oder ein paar Ochsen gut verkauft, natürlich nur an den Herrn Vetter so wohlfeil, — ein anderer mochte aus purer Freundschaft auf Handschrift

---

die Aufhebung des Vertrages bezüglich des ganzen Paares, Gespannes oder Zuges, nicht aber bezüglich des einzelnen Stückes verlangt werden.

Es kommt häufig vor, daß Thiere paarweise oder zu mehreren Stücken mit Rücksicht darauf, daß sie nach ihrer Gestalt, Farbe, Stärke ꝛc. zusammenpassen, gekauft werden. Solche zusammengehörige Thiere werden in der Regel auch zusammen auf die Märkte gebracht. Es ist dies bekanntlich der Fall bei Zugpferden und Zugochsen. Durch das Zusammenpassen erhöht sich der Werth des ganzen Zuges; der gerade herrschende Geschmack hat in dieser Beziehung sehr viel Einfluß. Es wird deßhalb die Regel sein, daß ein Paar schöne Wagenpferde höher bezahlt werden, als die einzelnen Stücke zusammen. Ein Pferdehändler, der ein Viergespann von Füchsen ankaufen soll, wird desto mehr bezahlen, je mehr die Pferde zusammenpassen.

Wenn also Jemand Zugthiere wegen ihrer Zusammengehörigkeit kauft, so kann er, wenn ein Stück in Folge eines im Gesetze benannten Fehlers umsteht, die Zurücknahme der übrig gebliebenen Thiere durch den Verkäufer verlangen. Die Thiere müssen der Gattung der Zugthiere angehören; wenn Zugthiere paarweise zum Zwecke der Zucht verkauft wurden, so dürfte Art. 7 ebenfalls anwendbar sein.

Die Thiere müssen um einen Gesammtpreis verkauft worden sein, wenn der Preis für jedes einzelne Stück ausgeschieden wurde, dann kann nur das betreffende Thier zurückgegeben werden.

Art. 8.

Sind außer dem Falle des Art. 7 mehrere Stücke Vieh durch ein Rechtsgeschäft veräußert worden, so kann der Erwerber die Aufhebung des ganzen Vertrages verlangen, wenn es sich um Rindvieh handelt, von welchem eines oder mehrere Stücke mit der Lungenseuche behaftet sind, oder um Schafe, von denen eines oder mehrere an einer der im Art. 1 Ziff. 3 bezeichneten Krankheit leiden. In allen anderen Fällen kann die Aufhebung des Vertrages nur bezüglich der fehlerhaften Stücke verlangt werden. Der im Art. 5 Ziff. 1 bezeichnete Rückerstattungs-Betrag wird, wenn der Preis der einzelnen Stücke im Vertrage nicht ausgeschieden ist, nach dem Verhältnisse berechnet, in welchem der Werth der fehlerhaften Thiere, wenn sie fehlerfrei wären, zu dem Werthe der sämmtlichen Thiere steht. Läßt sich dieses Verhältniß nicht ermitteln, so wird der Gesammtpreis verhältnißmäßig auf die Kopfzahl vertheilt und hienach der Rückerstattungsbetrag berechnet.

Wenn eine Viehheerde verkauft worden ist und an einem Stück davon zeigt sich ein Gewährschaftsfehler, so kann nicht die Zurücknahme der ganzen Heerde, sondern nur des erkrankten Stückes verlangt werden. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet der Fall, daß der Gewährschaftsmangel beim Rindvieh in der Lungenseuche, bei Schafen in der Milbenräude, Fäule oder bösartigen Klauenseuche besteht. Da diese Krankheiten nach dem Urtheile der

einige tausend Thaler leihen, blos für einige Wochen und ohne Zinsen natürlich. Aber Dicki war harthörig für derlei „Freundschaften" geworden und ließ sich auf Nichts mehr ein. Ja, als die nächste Kirchweih kam, hielt er sie wie lange Jahre nur mehr

---

Sachverständigen in hohem Grade ansteckend sind, so kann angenommen werden, daß, sobald die Krankheit an einem Stücke entdeckt ist, auch schon andere Stücke von der Krankheit ergriffen sind. In Folge dieser Vermuthung kann der Erwerber die Zurücknahme der ganzen Heerde verlangen.

Art. 9.

Die Klage auf Gewährleistung muß bei Verlust des Anspruches spätestens innerhalb 14 Tagen nach Ablauf der Gewährsfrist (Art. 1 und 10) erhoben werden.

Diese Bestimmungen sind in mehrfacher Beziehung von Wichtigkeit.

Die Klage auf Gewährleistung kann nach dem Gesetze angestellt werden:

1) innerhalb der Gewährschaftsfrist und

2) innerhalb der nächsten 14 Tage nach Ablauf derselben.

Wer also ein Pferd gekauft hat, und am 8. Tage nach der Uebergabe bemerkt, daß das Pferd am Koppen leidet, der kann die Klage noch in den nächsten 14 Tagen anstellen. Diese Frist von weiteren 14 Tagen über die Gewährschaftsfrist hinaus muß dem Erwerber vergönnt sein, weil, wie das obige Beispiel zeigt, der Fehler auch erst am letzten Tage der Gewährschaftsfrist entdeckt werden kann und der Erwerber doch noch Zeit haben muß, den Fehler genau festzustellen, sich mit einem Rechtsbeistand zu benehmen und zu Gericht zu gehen.

Wer die 14tägige Frist versäumt, verliert seinen ganzen Anspruch auf Umstoßung des Kaufvertrages und es ist deßhalb dem Erwerber, der Gewährfehler bemerkt, zu rathen, sich baldigst mit dem Veräußerer abzufinden oder, sofern letzterer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, Klage zu stellen.

Art. 10.

Sind bezüglich der Zeit, Art oder Wirkung der Gewährleistung oder bezüglich der Gewährfreiheit des Veräußerers zwischen den Betheiligten in einem giltigen Vertrage besondere Bestimmungen getroffen worden, so kommen die Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes nur soweit zur Anwendung, als jene Vertragsbestimmungen nicht etwas Anderes festsetzen.

Ist die Gewähr von Fehlern, die im Art. 1 nicht erwähnt sind, bedungen und dabei eine bestimmte Gewährfrist nicht festgesetzt worden, so dauert die Gewährleistung vierzig Tage.

Ein allgemeines Versprechen, wegen aller Fehler zu haften, wird nur auf die im Art. 1 genannten Fehler bezogen.

Die im Schlußabsatze des Art. 1, dann im Art. 2 und im Art. 9 enthaltenen Vorschriften finden auch auf vertragsmäßige Gewährleistungen Anwendung, soferne nicht im Vertrage ausdrücklich etwas Anderes bestimmt ist.

im engsten Kreis mit erprobten Freunden, deren nur sehr wenige waren.

Er lud Nachbar Anderl und sein Bäschen Cenzi ein und ward wieder eingeladen.

Dieser Artikel ist einer der wichtigsten des Gesetzes. Nach dem alten Grundsatze: „pacta dant jura“, (Vertrag macht Gesetz), ist es Viehhandeltreibenden und Allen, die sonst Vieh veräußern oder erwerben, frei gestellt, besondere Verabredungen zu treffen und zwar auch solche, welche mit den gesetzlichen Gewährschaftsbestimmungen nicht im Einklange stehen. Solche Verabredungen haben Rechtskraft. Damit ist der nothwendigen Rücksicht auf die Rechtsgewohnheiten, Marktgebräuche und der freien Entwicklung des Verkehrs Rechnung getragen.

Soweit übrigens die besonders abgeschlossenen Verträge nicht etwas Anderes bestimmen, gelten wieder die Bestimmungen des Gesetzes. Hiedurch wird der Sicherheit des Verkehres Rechnung getragen.

Art. 11.

Wenn wegen der Gewährleistung für ein veräußertes Thier ein Rechtsstreit entsteht, kann jede Partei, sobald die Besichtigung des Thieres nicht mehr nothwendig ist, die Versteigerung desselben und Hinterlegung des Erlöses verlangen.

Durch diese Bestimmung ist dem Interesse sowohl des Verkäufers, als auch des Erwerbers möglichste Rechnung getragen.

Wenn z. B. der Verkäufer fürchtet, daß das angebliche mit Gewährfehlern behaftete Thier beim Käufer nicht gut aufgehoben und überwacht ist, so kann er die Versteigerung desselben beantragen.

Wenn es dem Käufer andererseits an Raum gebricht, das Thier noch länger zu pflegen, oder wenn er in seinen Futtervorräthen beschränkt ist, so kann er auch die Versteigerung des Thieres beantragen.

Natürlich wird immer derjenige Theil, dem daran liegt, verlangen, daß vorerst das Thier von einem Sachverständigen genau untersucht und das Ergebniß festgestellt werde.

Das Ergebniß dieser Untersuchung ist nämlich für die später nothwendig werdende Beweisführung von größtem Belange.

In den meisten Fällen wird die Versteigerung dazu beitragen, verschiedene Nebenstreitigkeiten, wie über Fütterungskosten, Benützung des Thieres u. s. w. abzuschneiden.

Art. 12.

Das gegenwärtige Gesetz tritt im ganzen Umfange des Königreiches mit dem Tage seiner Bekanntmachung durch das Gesetzblatt, beziehungsweise durch das Amtsblatt der Pfalz, in Ansehung aller nach dem genannten Tage abgeschlossenen Viehveräußerungsverträge in Anwendung.

Mit dem nämlichen Tage erlischt die Wirksamkeit aller entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen.

Cenzi war inzwischen eine blühende Jungfrau geworden und hatte das Anwesen ihrer verwittweten Mutter in den letzten Jahren ganz gut und allein verwaltet, so daß Dicki sich entschloß, sie zu ehelichen, trotz des argen Gespöttes der „dicken Freundschaft.“ Aber Dicki wußte, was sie wog und lachte dazu.

Die Schlußbestimmung des Gesetzes ist deshalb von Wichtigkeit, weil durch dieselbe alle entgegenstehenden Landrechte und Ortsrechte, soweit sie sich auf die Gewährschaft beziehen, aufgehoben werden. Nicht aufgehoben werden dagegen die Gesetze über Viehverkäufe, Marktordnungen und dergleichen. (S. Dr. Otto Frhrn. v. Völdernborff's Commentar S. 13.)

Kilian der Greiner.

Im Dorfe Uetzing auf der Höhe wohnte der reiche Bauer Kilian, den man nur den „Greiner“ zubenannte, da er die üble Gewohnheit hatte, mit Jedermann und über Alles zu klagen. Immer hatte er schlechte Zeiten und immer wurden sie noch schlechter und er glaubte zuletzt daran, daß es ihm „hundeschlecht“ gehe, obgleich er alljährlich an Reichthum zunahm.

Man sagt den Bauern nach, daß sie alle ewig klagten und nie zufrieden seien, es möge der Jahrgang sein, welcher er wolle. Allein ich habe gefunden, daß Gewerbs- und Kaufleute auch nicht faul sind, mit „schlechten Zeiten“ um sich herumzuwerfen. Doch thun sie es ihres Kredites halber mit Vorsicht. Der Bauer allein fragt darnach nichts und wird höchstens still, wenn es ihm ernstlich an den Hals geht.

Als einst Kilian mit 2 Fuhren Heu nach Hause fuhr, begegnete ihm der eben erst in's Dorf gekommene Pfarrer und sagte, nachdem sie Grüße gewechselt hatten: „ei, Meister Kilian, da macht Ihr doch eine schöne Heuernte!“ „Daß Gott erbarm“, anwortete fluggs Kilian, „die Dürre heuer und die Näsſe im vorigen Jahr richten uns ganz zu Grunde! Ich ernte vom Tagwerk heuer nur 2 Schnappfuhren Heu und werde mein Vieh nicht durch den Winter bringen. Es wird alle Tage elender.“

„Aber das Getreide steht doch hoch im Preise“, meinte der Herr Pfarrer.

„Was hilfts?“ rief Kilian — „wir haben keines, nichts als Stroh, es schäffelt nicht.“

„Nun, im Vorjahr war doch das Getreide überall gerathen?“

„Dem Stroh nach, nur dem Aussehen nach! Dazu lagerte es sich stellenweise!“

„Aber das Vieh steigt immer im Preise!“

„Wer's füttern kann, Hochwürden!“ warf Kilian ein. „Wir Bauern haben kein Futter und Vieh.“

„Das ist freilich trostlos,“ murmelte der Herr Pfarrer, indem er sich verabschiedete, und wurde ganz traurig, bis er endlich vom Ortsvorsteher erfuhr, daß Kilian's Manier eben sei, immer zu klagen, wie wenn er am Hungertuch nagen müße, — und daß er dadurch den Bauern oft unnöthig ein schweres Herz mache.

Der Herr Pfarrer merkte sich das wohl und dachte darauf, wie er den Greiner bessern könne.

Als im Spätsommer nun die Getreideernte kam, bot sich dazu Gelegenheit. Kilian hatte eben auf dem Felde 3 mächtige Fuhren Roggen aufgeladen, als der Herr Pfarrer vorbeigehend ihm zurief: „O jammervolle Zeiten! Ihr ladet da nichts als Zahnstocher und Kleien auf, statt Stroh und Körnern! Wie wird es den Bauern im Winter ergehen? Sie müssen wohl verhungern oder betteln und auswandern, Ihr voran, Meister Kilian!"

Kilian wurde ganz bleich vor Schrecken bei dieser entsetzlichen Prophezeiung, erholte sich aber bald und lächelte bittersüß, indem er antwortete: „Nun, nun, Hochwürden, so gar elend sind wir doch noch nicht daran. Ich denke, wir ernten heuer 3 Schäffel Roggen vom Tagwerk, 4 Schäffel Gerste, und leicht 5 Schäffel Haber, Weizen aber bekommen wir sicher $3^1/_2$—4 Schäffel."

Kilian konnte nemlich durchaus nicht leiden, daß andere ihn beklagten, er wollte das Recht dazu nur sich allein zugestehen, wie das bei den meisten Menschen der Fall ist.

„Das wäre!" sagte der Pfarrer, „und die besten Felder in der Nähe der Städte ernten selbst um Straubing im Dungauboden auf Roggen berechnet, nicht mehr! Da seht, wie ihr unnöthig oft klagt. Der Durchschnittsertrag ist nach 4maliger Erhebung in den Jahren 1833, 1839, 1853 und 1863 und alles auf Roggen berechnet für ganz Bayern nur $2_{/12}$ Schäffel nach Abzug der Aussaat. Und die Getreidepreise sind sich im Durchschnitt gleich geblieben.

Sogleich fiel Kilian in die alte Sünde zurück.

„Aber unsere Unkosten sind gewachsen! Um das Doppelte sind die Löhne gestiegen, auch alle Lebensmittel, gar erst die Steuern und Gemeinde-, Distrikts- und Kreisumlagen. Auch Soldat muß jetzt Jeder werden, — es ist unerträglich und zielt auf unser gänzliches Verderben ab."

„Es muß schon so sein," erwiderte darauf der Herr Pfarrer, — „Ihr könnt Euch und den Eurigen gewiß kein Hemd auf den Leib mehr kaufen, ein Trunk Bier oder gar ein Schluck Kaffee kommt nicht mehr über Eure Lippen und ich denke mir, daß der Amtsdiener Tag und Nacht bei Euch zur Exekution liegt, Ihr armer Mann!"

„Es leidt's aber noch, es leidt's aber noch," schrie da Kilian und sprang vom Wagen herab, gab dem Herrn Pfarrer die Hand und bat um Gnade, indem er zusetzte: „wir wollen uns versöhnen, ich will nicht mehr klagen — und Sie — dürfen nicht alles loben."

„Nun, meinte der Pfarrer, das kann ich leicht eingehen. Aber Meister Kilian, nur mit Ueberzeugung hält man Treue! Darum

sage ich Euch, die Landwirthe klagen mit Ungrund über die Abnahme der Fruchtbarkeit der Erde, während in unseren Ländern wenigstens in der Mehrzahl das Gegentheil wahr ist. Die alten Römer nahmen das 5. Korn bei Weizen, Bohnen, Wicken, 10—15 Körner waren eine besondere Ausnahme. Sie rechneten für ihre Kornkammer (Sicilien) nur das 5-fache der Aussaat und nennen 8 Körner besonders günstig. Für ganz Europa nimmt man jetzt 6 Körner von Einem an und nur England, das den meisten Dünger anwendet, soll 10—15 Körner ernten.

Die Hauptsache ist aber, daß die Länder, welche reich und stark bevölkert werden, immer noch mehr Korn ein- als ausführen und es besser bezahlen. Belgien und England, neuerlich auch Frankreich führen immer ein, obgleich namentlich in den ersten Ländern der Ackerbau sehr in Blüthe steht. Sie ziehen eben mehr Vieh, mästen und käsen, bauen Handelspflanzen und überlassen den Hinterwäldlern in Nordamerika und den Russen, Polen und Ungarn den Getreidebau.

So lange es eine Landwirthschaft gibt, haben die Bauern geklagt, aber sie leben jetzt doch viel besser, als in alter Zeit, wo sie der Frohnvogt quälte, Erbzinsen, Zehenten, Handlöhne und Gülten ihnen jeden Gewinn nahmen und das Korn so dünn auf den Feldern stand, daß man es mit der Sichel aus den Disteln heraussuchen mußte."

„Aber von selbst, fiel Kilian ein, ist das nicht besser geworden. Wir haben eben den Boden besser bearbeitet und gedüngt. Wir haben mit Komposten, Zubringen von Gyps, Knochenmehl, Asche, Mergel und dergleichen mehr Mist gemacht."

„Ja wohl, schloß dann der Pfarrer, Jeder that das Mögliche, seine Felder mehr in Kraft zu bringen. Die Natur gab auch das Ihrige an die tiefen Wurzeln der Futterkräuter, insbesondere des Klee's, an die Weide, Heide- und Waldpflanzen, an die nie gedüngten Hardtwiesen ab, so daß der Bauer Zuschüsse bekam, von daher, wohin er nichts gethan hatte. Es hilft aber für die Länge der Zeit nur eine Quelle der Fruchtbarkeit aus, weil sie unerschöpflich ist und mit ihr hat unser Herr Gott die Erde selbst in der Urzeit ihrer Entstehung gedüngt — und das ist das Wasser der Bäche, Flüße und Ströme. Mit Bewässerung und Anschlämmung hält die Landwirthschaft leicht Schritt mit Handel und Gewerbe."

Das „Ocean.“

Im Dorf Mettenheim lebte ein Mann, über welchen zwar sehr verschiedene Urtheile laut wurden, den aber alle Leute gern hatten. Er hieß Michel kurzweg und war jetzt ein „starker 40er“ und Leute seines Alters sagten: „der Michel hat studirt in seiner Jugend und im Kloster B. neun Schulen in 2 Jahren durchgemacht.“

Aber andere setzten boshaft zu: „ja, aber nur bis an den Hals, denn in den Kopf ging nichts.“ „Der Michel ist ein alter Student, sagte der Herr Pfarrer scherzend, und versteht mehr Landwirthschaft als mancher große Bauer, gewinnt auch mehr — und das ist die Hauptsache.“ Sonst war Michel ein scharfer Geselle und hatte ein treffendes Wort immer bereit, auch war er nicht selten mit Spitznamen freigebig, die sich dann im Dorfe forterbten, wie gewöhnlich.

Michel, der eine harte Jugendzeit verlebte, hatte in der That in der Jugend einige Schulen studirt, — er sollte zuerst Schullehrer werden, aber er fiel im Orgelspielen lästerlich durch und behielt seitdem eine heilige Scheu vor der Orgel, von der er sich in der Kirche immer soweit als möglich wegsetzte. Dann probierte er es gleich muthig mit dem Latein, blieb aber schon im 2. Jahre beim Examen stecken, entschloß sich rasch, kehrte der Stadt den Rücken und hütete die Gänse im Dorf, frisch vom Aesop her — „die lateinischen Kraniche aber, sagte er, flogen davon.“ Sein Vater war gestorben und hatte ihm außer Schulden nichts als eine Hütte mit 2 Tagwerken Gartenland am Hause selbst hinterlassen. Er war also weniger als ein Kleingütler, er war eigentlich nur ein Dorfgärtner und so dachte er beim Gänsehüten nach, wie er denn mit diesen 2 Tagwerken sein Leben frei und unabhängig durchbringen könnte.

Zum Glück war im Dorf ein junger Lehrer, der mit Michel sich von dem Präparandenexamen her gut stand, und eine landwirthschaftliche Fortbildungsschule gegründet hatte. In diese ging Michel, las viele landwirthschaftliche Bücher, namentlich jene über die landwirthschaftlichen Verhältnisse und das Rechnen damit, lernte Bäume pflanzen und veredeln, nach und nach die ganze landwirthschaftliche Gärtnerei, Obstbaumzucht und Feldgärtnerei und, da er oft in die nahe Stadt zu seinem Vetter Mathias kam, der ein Stadtgärtner war, auch die Handgriffe dazu. Inzwischen nährte ihn zur Noth das Gänsehüten im Sommer und das Lohndreschen

im Winter. Nebenbei bereitete er sein Gartenland. Als er nun in's 20. Jahr ging, kündete er dem Gänseanger, nahm eine arme Verwandte, die sonst die Hand an den Bettelstab hätte legen müssen, zu sich in's Haus und empfahl ihr sein Anwesen, das er verlassen mußte, um Soldat zu werden.

Lange Jahre diente er in Feldzügen tapfer und treu, kam dann in das Dorf zurück, wo die Base noch immer lebte und sich armselig behalf. Sofort erkannte Michel, daß er noch viel lernen müsse, wenn er als Feldgärtner sollte leben können, und ging daher wieder zu den Stadtgärtnern, um sich als Knecht zu verdingen. Hier lernte er es nun ab, wie man auf wenig Grund und Boden, aber mit vielem Dünger und sehr großer Arbeit es zu etwas bringen könne.

Im Alter von 40 Jahren, mit welchem erst unsere Geschichte beginnt, kehrte er in seine Hütte zurück, wo er seine Feldgartenwirthschaft mit einer Kuh, 2 Ziegen, 1 Ferkel, 3 Kaninchen und 6 Hühnern anfing.

So viel waren er und die Base aufzubringen im Stande.

Er hatte ferner einen kleinen Wagen, den die Anspannkuh zog, zwar keinen Pflug, aber Grabschaufel, Rechen und Sense. Zur ersten Leibesnahrung hatte er einiges Geld erspart. Und nun ging's mit „Kunigund', macht warm von unt'“ schon in den Garten, der vor Allem Dünger brauchte.

Er warf sofort Teichschlamm aus und da er Misthülle — in der Nähe bekam, fuhr er diese darauf und machte sich einen Komposthaufen. Noch besser rieth ihm der Vetter in der freilich 3 Stunden entfernten Stadt, er solle gleich von der Stadt den Mist holen, — Milch und Gemüse hinein, Dünger hinausfahren, — aber woher das Geld? Da mußte ein Pferd her, denn die Kuh that das nicht, und zum Gemüse und zur Milch gehörte Mist und dazu Futter — und so gings immer mit seiner Rechnung im Kreis herum. Der Kreis aber fing immer mit Geld an, das er nicht hatte, und am Ende lag das Dorf doch von der Stadt zu weit weg.

Also Geduld!

Vorerst ließ er sein halbes Ackerland als schlechte Wiese liegen, das es schon war, und odelte und pfuhlte sie, woher er immer Odel, den die Bauern vernachlässigten, bekommen konnte. Auf die andere Hälfte aber fuhr er seinen Kompost und den wenigen Kuh-, Ziegen- und Hühnermist, den er selbst bekommen hatte, und grub ihn nach Art der Gärtner regelrecht unter. Das sah er wohl, daß er außer Dorschen, Kohl, Wirsing, Kartoffeln, Möhren und Rüben nicht

viel Anderes werde das erste Jahr bauen können, außer den Küchenkräutern, die er selbst brauchte. Inzwischen veredelte er die wilden Bäume, die am Rande gegen Norden und Westen standen, damit sie ihm durch Beschattung seine Gärtnerei nicht verderben könnten, und pflanzte vorzüglich viele edle Himbeer- und Johannisbeer- auch Stachelbeerbüsche im Zikzak, wie er es beim Vetter Mathias gesehen hatte.

Kurz, er säete und pflanzte, grub und jätete, begoß und häkelte den ganzen Tag, denn Vetter Mathias hatte ihm gesagt, er werde Alles in der Stadt gut verkaufen können. Und schon hieß es, das Dorf werde eine Haltstelle der Eisenbahn bekommen!

Auch verkaufte Michel wirklich Alles ganz gut und sah dem Winter, der auch einigen Drescherlohn brachte, getrost entgegen. Futter hatte er genug für Kuh und Ziegen — nur Streu fehlte! Er suchte Rath beim Freund Lehrer. Der freilich gab ihm nur ein Büchlein, in dem er aber viel Gutes über die Erdstreu las.

So denn fuhr Michel Erdstreu so lang es im Herbst trocken Wetter war — und damit war ihm ein großer Stein vom Herzen, denn mit Streu wird Mist gemacht und der ist der einzige gründliche Anfang im Feldbau und in der Gärtnerei noch mehr.

Nun aber ereignete sich für Michel etwas sehr Wichtiges, dessen Folgen er nicht im Geringsten vorausbedachte.

Eines Sonntags nemlich ging er in die Kirche, wie gewöhnlich, und setzte sich nach altem Brauch ganz vorn, weit weg von der Orgel, in eine der Bänke der Feiertagsschüler, die ihm gerne Platz machten. Bereits sollte die Feier beginnen, da rauschte plötzlich an seine Bank eine große, starke Jungfer heran, drängte hinein und schob unseren Michel derb zurück auf die Knaben, so daß er keinen Platz mehr hatte. Entrüstet über diesen groben Anfall, stand Michel auf und ging aus der Bank hinaus, indem er halblaut vor sich hin brummte: „der Ocean überschwemmt ja die ganze Kirche“ und dabei die breit aufgeputzte Jungfer bitterböse vom Kopf bis zum Fuße musterte.

Es war die Gänsemeig, des alten Kuhhirten Tochter, ihm wohl bekannt.

Die Knaben aber hatten das Wort Ocean erfaßt und, um die Geographie auch mehr herum- als hineingefahren, nannten sie kichernd und höhnend die arme Meig von nun an: „das Ocean“ — ein Spitzname, der ihr ziemlich bis zum Lebensende blieb.

Denn die jungen Bürsch'chen hatten sich schon längst über die Großthuerei der Gänsemeig schwer geärgert. Diese nämlich hatte

einige Jahre in der Stadt als Kuhdirn gedient, dabei zwar sich immer gut aufgeführt, aber die städtischen Moden mitzumachen probiert. So denn war sie nach ihres Vaters Tod, etwa 10 Jahre jünger als Michel, in's Dorf mit einem Reifrock und Federhut zurückgekommen, die sie jedoch nur an Sonn- und Feiertagen trug, an Werktagen ging sie in Bauernkleidern, barfuß, und einen Graskorb auf dem Rücken, denn Meig war stark und arbeitsam.

Aber „das Ocean“ hieß sie doch einmal!

Das Merkwürdigste aber war, daß seit diesem Vorfall Michel und Meig viel mehr Theilnahme einander zuwendeten, als früher. Sie wurden gesprächig, wenn sie einander begegneten.

„Ei Meig“, sagte der wenig ballkundige Michel, als er ihr einst begegnete, wie sie einen schweren Korb voll Gras schleppte und barfuß ging, — „heute ist Ball in der Stadt und Du hast Deine Atlasschuhe noch nicht gewichst!“

O Du Atlaswichser“, warf Meig ihm lachend hin, „Du hast ja Deinen Schubkarren selbst noch nicht eingeschirrt, damit Du stolz dort vorfahren kannst.“

Damit gingen sie an einander vorbei und das Gespräch war zu Ende.

„Heuer ist ein trocknes Jahr“, sagte ihr einmal Michel beim Wasserholen „und sind die Weiden nicht gerathen, da wird der Faßbinder Deine Reifröcke gut bezahlen.“

„Für Dich braucht er keine Fässer zu binden, Du und die Gänse, Ihr trinkt aus ungebundenen Geschirren“, erwiderte Meig und setzte zu: „nichts für ungut, Michel!“

Er sagte heiter: „Ganz und gar nicht.“

Und als er mit Meig beim Flachshecheln einmal zusammenkam, sagte er sogar: „ich meine, Du könntest einen feineren Faden bei mir daheim spinnen, als in Deinem Hause mit den 2 Geisen. Willst Du mich heirathen?“ Aber Meig schwieg lange still und hielt mit dem Hecheln inne, bis sie endlich den Kopf erhob und Michel sehr ernstlich ansehend fragte: „ist's wahr, daß Du Hypotheken auf Deinem Hause hast?“ Da sagte er eben so ernst: „Gott bewahre! nur Ziegeln.“

Erzürnt rief Meig, mit ihm sei kein gescheites Wort zu sprechen und schmollte ein ganzes Jahr lang. Als aber wieder die Nächte langten und das Leben in dem einsamen Dorfe noch stiller wurde, wiederholte Michel seinen Antrag. Meig sagte Ja, und sie heiratheten sich.

Und nun zeigte sich, was 2 arbeitsame, verständige und gesunde

Leute auch auf dem Lande vermögen, wenn sie auch nur ein ganz kleines Besitzthum haben.

Vetter Mathias, der Stadtgärtner, hatte gleich beim ersten Besuch, den sie ihm machten, gesagt: sie müßten vor Allem etwas bauen oder erzeugen, das sie verkaufen könnten, denn erst dann, wenn der Bauer etwas vom Markt verstehe und nicht Alles selbst verzehre, könne er etwas erübrigen, Schulden zahlen und selbst wohlhabend werden. Zwar that dieß nun schon Michel, unser Feldgärtner, aber doch noch nicht im rechten Maß. Meig aber half ihm hierin so kräftig, daß Alles bald einen größeren Aufschwung nahm.

Sie hatten zwar jetzt schon 2 Kühe und 3 Ziegen, aber mit diesem geringen Milchertrag konnten sie doch nicht nach der Stadt handeln.

Meig fand bald noch mehr Milch, welche die Bauern ihr abließen, aber nur gegen sofortige Bezahlung. Diese Milch und die ihrer Kühe brachte sie auf die inzwischen fertig gewordene Eisenbahnhaltstelle, fügte noch Gemüse, Kartoffeln, Obst und dergleichen zu und machte mit einer Milchverkäuferin in der Stadt einen Vertrag, und diese holte regelmäßig alltäglich die Sendung ab, verkaufte und rechnete am Ende der Woche mit Meig ab. So bekam Michel beständig baar Geld in's Haus und konnte sich zum Ankauf von allerlei neuen Betriebsmitteln helfen.

Als der Winter kam, kaufte er selbst ein Pferd, fuhr damit Gartenfrüchte in die Stadt und nahm Dünger von allerlei Abfällen von dort mit zurück, so daß er sich selbst noch Felder pachtete, weil er sie reichlich düngen konnte.

Er liebte es, Alles zu verkaufen, — begreiflich mußte er aber dann auch Alles einkaufen, was er brauchte. So sehr zuerst die Bauern darüber lachten, daß er Mehl und Brod in der Stadt alle 14 Tage im Vorrath kaufte, anstatt selbst zu backen, wunderten sie sich doch allmählig, wie Michel immer mehr pachtete und die schönsten Ernten in Futter, Kartoffeln und Gemüse machte und seine Wiese 3mähdig ward. Noch mehr fiel auf, daß Michel immer baar Geld im Hause hatte.

„Freilich“, sagten sie, „sein Weib ist ein wahrer Ruch, — immer in Arbeit und niemals ruhend, „das Ocean!“ Aber nur ihre Altersgenossen sagten noch manchmal den Spitznamen, was Michel schwer ärgerte, da er sich selbst als Ursache desselben anklagen mußte.

Meig nahm nur Melkkühe in ihren Stall, die eben gekalbt

hatten, und nicht mehr, als sie so gut füttern konnte, daß sie bald fett wurden. Da wurden nicht Kartoffeln und Rüben, Heu und Grummet, Kleien und Oelkuchen, Futtermehl und Trebern gespart, bis die Kühe endlich auf 6 Maß Milch zurückgingen. Das war zumeist erst nach 6—8 Monaten der Fall und dann wurden sie als Mastkühe gleich Mastochsen in der Stadt mit Gewinn verkauft, dem lebenden Gewicht nach — und sofort frischmelkende, magere eingestellt.

Der Herr Lehrer, der sein Freund blieb, lobte Michel in seiner Ausdauer und besuchte ihn auch nach der Verheirathung noch oft.

„Aber was hätte ich angefangen“, sagte ihm einst Michel, „wenn die Stadt nicht so nahe wäre, wenn ich weit draußen im Lande wohnen müßte und nicht so leicht Absatz fände?“

„Nun, meinte der Herr Lehrer, das ist jetzt doch nicht so gefährlich, wie ehedem, auch „draußen im Lande.“ Es gehen ja jetzt überall Eisenbahnen hin, und man fährt in 2 Zeitstunden einige 16—18 Stunden Entfernung durch, so daß auch ein weit entlegener Ort jetzt überall nahe eine Stadt zum Absatz findet. Die Bauern haben nur noch nicht begriffen, wie nahe sie jetzt ihrem Absatzorte liegen, und noch weniger, was sie bauen und erzeugen müssen, um diesen nahen Markt bestens zu benützen. Kommen erst mehr Distriktseisenbahnen, dann wird der Umschwung im Bauernhandwerk erst recht rasch vor sich gehen.

Aber wir brauchen darauf wohl noch kaum zu warten. Denn wie der Kleingütler durch Verstand und große Arbeitskraft sich wird oben halten müssen, so wird es auch der Großgütler nur durch Verstand und — aber Kapital, durch sein Geld oder seinen Kredit, thun können. Damit muß er Maschinen kaufen und seine Produkte veredeln, mahlen, Bier brauen, Zucker sieden, Branntwein brennen, Oel schlagen, Käse machen u. s. w. und der Kleingütler wird Gelegenheit zum Verkauf schon in nächster Nähe finden, — er wird Abfälle zum Viehfutter kaufen, dafür aber Zuckerrüben, Kartoffeln, Reps, Milch und Anderes verkaufen können, — jedes große Gut mit Fabrikbetrieb wird für ihn eine Stadt darstellen, die großen Verbrauch hat, und die Eisenbahnen werden die Preise in wenig schwankender Wagschale halten. Es kommt nur darauf an, daß auch der kleine Mann den Fortschritt versteht.“

„Es ist wirklich so“, betheuerte Michel dagegen, „ich selbst mache seit 4 Jahren die Erfahrung. Ich las damals, daß um Paris herum die Bauern oder Feldgärtner allerlei Beeren, wie Erdbeeren, Stachel-, Johannis- und Himbeeren, selbst Pfirsiche

und Aprikosen an Bretterwänden bauen und viele tausend Gulden dafür einnehmen. Ich dachte mir, solche Beeren und Früchte essen sie in jeder Stadt gerne und nicht bloß in Paris, und wenn sie nicht so theuer, wie da, bezahlt werden, so kostet auch unser Land nicht soviel. Vetter Mathias besorgte mir die Sorten und gab guten Rath, und ich nahm im vorigen Jahre für diese Früchte mehr ein, als der große Stoffelbauer für seinen Weizen, den er nämlich zum Verkauf bringen konnte. Das meiste davon verzehrt übrigens sein Haushalten selbst, denn unsere Bauern haben in der Hauptsache oft nur Freßgüter, auf denen man viel ißt und trinkt, aber nichts einnimmt."

Den größten Theil am guten Haushalten hatte aber Meig, welche nicht nur fleißig, sondern auch mit sehr viel Verstand arbeitete und obendrein die gar alte gebrechliche Base Michels vortrefflich pflegte bis an ihr Ende.

Auch als die Eheleute mit einem Söhnchen beglückt wurden, nahm die Thätigkeit der Mutter nicht ab.

Vor Allem verstand sie noch von der Stadt her die einfache Kochkunst soweit, daß sie nicht blos nichts verdarb, sondern auch die oft wenig schmackhafte Eßwaare durch Kochen in eine wohlschmeckende, die man nicht stehen ließ, umzuwandeln. Aus ihrer Küche war die alte einfältige Manier der Bauernweiber, Alles mit Fett überreich zu schmalzen, ganz verbannt. „Sie decken mit Schmalz ihre Dummheit zu", pflegte sie zu sagen, und zog sich durch Abweichen von der alten Manier die Feindschaft mancher Nachbarin zu.

Da sie immer viel Gemüse hatte, und alles gut zuzubereiten wußte, ersparte sie Milch, Mehl, Fett und Eier, — und die Pflanzenkost erhielt sie gesünder, als die überfetten Mehlspeisen und das Fleisch es vermögen. Sie konnte Kraut einmachen, wie Niemand im Dorf und auf 10 Stunden im Umkreis, und trieb selbst einen kleinen Handel mit Sauerkraut in die Stadt. Sie schnitzte Birnen und Aepfel im Herbst und trocknete sie, wie Bohnen, Kirschen und Zwetschgen; sie machte Gurken und Bohnen ein, und und als einst der Nachbar Andres, der ihnen in der Arbeit geholfen hatte, Mittags Sauerkraut bei ihnen gegessen, schwur er hoch und theuer, daß er zu Hause keines mehr über die Zunge bringen könne. Die schieche Liesi, seine Frau, wurde darüber so böse auf Meig, daß sie ihr mehreremal zum Spott das „Ocean" über den Zaun rief. Michel, der seine Frau immer höher schätzte, je älter sie beide wurden, ärgerte sich so sehr darüber, daß er die Nachbarin verklagen wollte. Aber Meig lachte nur dazu und sagte

heiter: Das thu ja nicht, wenn Du willst, daß sie es im Dorf lassen sollen. Ich hörte den Spitznamen ohnedem schon Jahre lang nicht mehr und ich bin überdieß, da er ja von Dir stammt, gar nicht gram darüber. Es ist fast kein Haushalten hier, das nicht einen besonderen schönen oder garstigen Spitznamen trägt und zuletzt verschwindet alles Anrüchige davon und die damit Beehrten nennen sich selbst darnach. Ueberdieß ist das Wort zu gelehrt, um sich im Dorfe fortpflanzen zu können.

Und so war es auch.

Als beide hochbetagt sich an ihrem Sprößling freuten, den der Herr Lehrer, sein Pathe, ganz besonders in Unterricht nahm und zuletzt selbst zum Lehrer ausbildete, war der Spitznamen fast ganz verschollen. Noch einmal aber sollte er dem alten Michel das Leben vergällen. Als nämlich sein Sohn Joseph das Präparandenexamen glorreich bestanden und auf der Orgel geradezu geglänzt hatte, führte ihn Michel festlich in's Wirthshaus und ließ auftragen, was gut und theuer war.

Alle anderen Gäste freuten sich mit ihm, nur ein ersticker Student, der gerade bei seinen Aeltern im Dorf herumlungerte, sagte einem Fragenden so laut, daß man es in der ganzen Stube hören konnte: „es ist nur der Oceanssepp, der heute vom Examinations-Hay in der Stadt ausgespieen worden ist.“

Das verdarb dem guten Michel alle Freude und trotz alles Tröstens der guten Meig hielt er ein langes Krankenlager, auf das ihn der Verdruß geworfen hatte. Er stand auch nicht mehr davon auf und beklagte wohl hundertmal im Stillen seinen Leichtsinn im Aufgeben von Spitznamen.

Die Butterhexe.

Es gibt zwar keine Hexen mehr, daß aber manchmal etwas verhext ist, kann kaum von Jenen geläugnet werden, welche eine Erscheinung oft sehr gewöhnlicher Art nicht erklären können. Sie sagen dann, das sei „wie verhext." Will der Brodteig einmal nicht aufgehen, buttert der Rahm nach langem Rühren nicht, wirkt die Hefe im Kuchenteig nicht, verlieren die Schweine den Appetit, gerinnt die Milch ein= über das anderemal — dann ist dieß Alles verhext.

Das einzige verlässige Mittel gegen die Hexerei ist die Naturkunde, die Kenntniß der Gesetze, welche der gewaltige Beherrscher der Natur, der allmächtige Gott gab.

Wer sie kennt, versteht — dem Unkundigen gegenüber — zu hexen.

Marianne, die Wittwe des Lerchenbauers zu Waldsee, konnte hexen, — so sagte wenigstens der Sixtenbauer in demselben Orte.

Schon in den Fünfziger Jahren lebte die fast arme Wittwe mit einer 20jährigen Tochter, der blonden Miedai oder Marie, in Ehren, mit großem Fleiße und Sparsamkeit, während der mit ihnen zusammenwohnende alte Vetter Sebastian die größere Feldarbeit verrichtete.

Jedermann im Orte lobte den Verstand und die Umsicht, wie den Fleiß, mit welchem die Wittwe sich durchbrachte, nur Sixt, der Schelchbauer, nicht und auch der dicke Simmerl nicht, der Müller zu Elfenhahn. Und diese beiden waren gerade die reichsten und darum auch die mächtigsten im Dorfe.

Zwar gaben sie zu, daß Marianne fleißig und rührig, auch sonst brav sei, aber im Uebrigen — gehe es nicht mit rechten Dingen bei ihr zu.

Und dabei verzog Sixt seine Backen wie ein Hamster und der dicke, gichtbrüchige Müller wackelte im Lehnsessel wie eine Beutelratte. Es war ganz schauerlich anzusehen, wenn die beiden auf die Hexerei der armen Marianne zu reden kamen.

„Haben nicht die Raupen heuer alles Kraut gefressen bis auf Stumpf und Stiel, — nur das der Lerchenbäuerin nicht? Die bekam Köpfe wie ein Braukessel! Wer hat heuer Flachs geerntet außer der Lerchenbäuerin? Der Schmiedjackel verkauft seine alte Kuh zu einem Spottpreis, weil sie nur Blut und Wasser statt Milch gibt — und die Lerchenbäuerin, die sie ersteht, verkauft sie nach einem

Jahre wie einen Mastochsen, nachdem sie noch einige tausend Maß Milch herausgemolken hatte! Setzt sie Hühner zum Brüten an, bekommt sie mehr Hühnchen, als sie Eier unterlegte, — alle Kinder bekamen im vorigen Winter Scharlach und Fieber, — das Miedai der Wittwe war nach 8 Tagen schon wieder kerngesund!" — so zählte der Müller die Unthaten auf!

„Nun, das kann ich auch", fiel da Sixt ein, „wie man das macht — ein Stückchen Galgenholz, drei Federseelen und eine Hand voll Brechagen unter der Dachtraufe eingegraben, ohne daß man beschrieen wird, — das hilft sicher und Allemal. Einiges kenne ich schon auch von der Hexerei, meinte schmunzelnd der Redner — und der Müller erblaßte vor Erstaunen — aber gegen die Marianne bin ich ein ganz dummer Kerl noch."

Sixt beneidete im Grunde nur die Marianne, aber er verdammte sie nicht, — ihn ärgerte nur sein geringes Wissen, das er zu vervollkommnen suchte.

Er hatte auch einen schon großjährigen Sohn, der Franz hieß und von der Hexerei gar nichts verstand, ja nicht einmal etwas darauf hielt, was Sixts größter Kummer war. Ihn hatte die bessere Dorfschule schon aufgeklärt.

Wenn der starke, fleißige und muthige Franz vergaß, den Striegel mit dem Leder von der Haut eines krepirten und mit dem Schwanz voran aus dem Stall gezogenen Pferdes zu reiben, ehe er ihn ansetzte, dann jammerte Sixt erbärmlich: „O Jemine, Du wirst Deine Lebtage zu nichts kommen, Du Siebengescheiter, der das geheime Wissen seiner Väter mißachtet! Spucke doch noch dem Fohlen in die Augen, ehe du aus dem Stalle gehest und reibe das Kreuz der Bläßenkuh mit der Alantwurzel nach links zu; weißt Du nicht, daß die Lerchen-Marianne damit über 80 fl. in einem Jahre verdient hat? Gerechter Gott, wenn wir wüßten, was die weiß und von der Schatzgräberei nur das ABC verstünden, würden wir nicht ewig uns plagen müssen wie die Hunde, und doch Alles ohne Erfolg sein."

So ging es das ganze Jahr fort und die Wittwe kam immer mehr in den verdächtigen Ruf.

Sixt hatte daher gar nichts dagegen, wenn sein Sohn Franz öfter in das Haus der Wittwe zum Besuch ging, wie er gern that, denn Miedai und er waren Schulkameraden gewesen. Er dachte, Franz könne da Allerlei erlauschen und von den Geheimnissen aufschnappen.

Wenn dann die ernste und strenge Marianne am Spinnrade

saß oder am Herde in der Küche, wenn sie butterte oder Obst dörrte, Gänse rupfte oder Schmalz bereitete, — dann umstanden sie oft die beiden jungen Leute und horchten aufmerksam ihren Worten zu.

Als sie einst butterte, sagte sie lächelnd: „da meinen die Bauernweiber oft, der Rahm im Rührfaß sei verhext, weil er nicht in gewöhnlicher Zeit zu Butter grieselt, — aber sie verstehen, man sollte es kaum glauben, selbst das Buttern nicht! Bald schütten sie kaltes, bald heißes Wasser zu, — sie merken, daß es auf die Wärmegrade des Rahmes ankommt, aber sie verstehen nicht, die Grade selbst zu finden.

Jede gute Milchfrau in der Stadt, die einen Milchmesser hat, weiß aber das. Wenn der Rahm eine richtige Stubenwärme von 15—16° Reaumur (oder etwa 20° C.) hat, und man stößt im Butterfaß nur etwas rasch, so bekommt man immer bald Butter.

Wenn man aber ein Klümpchen Butter vorher im warmen Wasser auf dem Ofen zergehen läßt und gut umschüttelt, es dann schnell in's Butterfaß schüttet und rasch fortrührt, so bekommt man schon in 5 Minuten Butter, ja sogar aus kuhwarmer Milch schon, — es braucht gar kein Rahm zu sein. Aber dann ist's nicht alle Butter, die in der Milch war. Man thut gut, wenn man sie nicht süß verzehren will, sie noch einmal zum Abrahmen aufzustellen. All' der Hokuspokus mit den neumodischen Butterfässern und dem Lufteintreiben ist nichts; — schnell stoßen bei richtiger Wärme mit etwas frischem Butterschmalz in Wasser hilft sicher und schnell."

„Aus frischer, kuhwarmer Milch muß aber die Butter sehr gut sein", meinte Franz.

„Freilich, erwiderte Marianne, aber sie wird nicht überall so gut bezahlt, daß es sich verlohnte, sie zu machen. Das Gefährlichste für die Butter ist übrigens, fuhr sie fort, wenn üble Gerüche zum Rahm oder zur Milch kommen, denn die Butter nimmt alle Gerüche, auch die guten, sehr gerne auf. Darum ist nirgends mehr Reinlichkeit nothwendig, als in den Milchkammern und in den Milchgeschirren. Thon- und gußeiserne Geschirre sind am besten rein zu halten, schwerer die blechernen, am schwersten die hölzernen.

Sehr thöricht ist es, die Milch in hohen Gefäßen oder Häfen zum Rahmaufwerfen aufzustellen, — sie sollen nicht viel über einen Schuh im Durchmesser und nur 4 Zoll Tiefe haben. Auch die Milchkammer soll etwas unter Stubenwärme — 10—12° R. — und nicht mehr haben, denn die Milch wird sonst schneller sauer,

gerinnt dann und die Butter, welche leichter als das Milchwasser ist, kann dann nicht mehr aufsteigen und es gibt weniger Rahm. Alle Milch ist am süßesten, wenn sie vom Euter kommt, die erste ist fettärmer, die letzte fettreicher. Durch die Wärme aber zersetzt sich der Milchzucker in der Milch, es gibt Milchsäure und alle Säuren machen die Milch gerinnen oder stocken. Auch allerlei Wurzeln und vorzüglich der vierte Magen der Kälber, der Labmagen thun es auch. Wenn man ein wenig Sodapulver der Milch zusetzt, wird sie langsamer sauer und gerinnt später oder gar nicht, ist aber doch nicht mehr so gut, wie süße Milch. Von neumelkenden Kälberkühen gerinnt die Milch beim Kochen gern und macht auch die mit ihr gemischte Milch anderer altmelkenden Kühe gerinnen. Der Thierarzt sagte mir einmal, daß dieß vom Eiweiß herkomme, das in der ersten Kälberkuhmilch noch 4—5 Tage nach dem Kalben vorhanden sei und bekanntlich in der Siedhitze immer gerinne. Manchmal hätten das die Kühe überhaupt und auch von altmelkenden Kühen gerinne dann die Milch gerne. Man helfe durch Futteränderung und Zusatz von etwas Meisterwurzpulver ab. Doch kenne ich es nicht aus eigener Erfahrung." So sprach Mutter Marianne, das waren also ihre Hexereien. Franz erkannte immer mehr, daß sie nur eine gescheidte Frau war, die in der Stadt bei ihrer Dienstherrschaft in früheren Zeiten und durch eigene Beobachtung mehr als die gewöhnlichen Bauernweiber gelernt hatte.

„Sind das nun gute Eier zum Unterlegen unter die Bruthenne?" fragte sie einst Miedai, indem sie ein Körbchen mit Eiern auf den Tisch stellte.

„Vorerst kommt es darauf an, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter, ob sie in nahezu gleicher Zeit gelegt worden sind, etwa innerhalb 8 Tagen, denn sonst schlüpfen die Jungen nicht gleichzeitig aus, namentlich dann nicht, wenn die Hühner überall auf den gelegten Eiern herumsaßen, wie sie vor dem Brüten zu thun pflegen. Also frische Eier, von großen zweijährigen Hennen, nicht von ganz jungen, sollen es seyn, an der Schale untadelhaft.

Ein Ei hat, wie du schon weißt, immer eine leere Stelle am stumpfen Ende, die mit Luft angefüllt ist und immer größer wird, je älter das Ei an der Luft wird. Doch nur bis es verdirbt. Man erkennt dieß leicht, wenn man ein Ei in die eine Hand an seiner Spitze nimmt, die andere Hand gekrümmt wie ein Dach darüber stellt und das Ei gegen ein Licht, Sonnen- oder Kerzenlicht hält und es scharf ansieht, da sieht man den leeren Fleck gleich.

Ist das Ei noch gut, so scheint das Licht durch und es sieht gelb aus, — ist es verdorben, dann ist alles ausgefüllt und es ist dunkel, es scheint nichts mehr hindurch. Das sind die Eierspiegel der Bäuerinnen, die nichts kosten. Eier die über 4 Wochen alt sind, soll man nicht mehr zum Ausbrüten nehmen, obgleich sie sich noch viel länger gut erhalten."

„Kann man sie denn nicht den ganzen Winter über aufheben bis es wieder frische gibt?" meinte Maria.

Ohne Beihilfe von Kunst nicht. Das Ei läßt nämlich durch die Schale Luft ein und aus, es lebt gleichsam und stirbt auch nach einer gewissen Zeit. Dann verdirbt es. Wenn es schon etwas angebrütet ist, aber wieder verlassen wurde, am schnellsten. Man sucht also die unsichtbaren kleinen Luftlöcher in der Schale zu verstopfen, man überzieht die Eier mit Oel oder Fett, mit Wasserglas, man packt sie wenigstens in Asche oder Kalkbrei, in Sägespäne oder Häksel und hebt sie an einem kühlen Ort auf, ohne daß sie jedoch gefrieren, denn der Frost zersprengt sie. Diese aufgehobenen Eier kommen dann oft im Winter oder Frühjahr erst auf den Markt, schmecken aber nicht so gut, wie die frischen. Die ersten, frischen, meist noch kleinen Eier kommen schon im Februar von jungen Hühnern, die schon stark in den Winter kamen. Auch alte Hühner legen schon im Winter, wenn sie recht warm haben. Man bringt deßhalb die Hühnerställe gern neben Pferde- und Viehställen überhaupt an, wo für sie Wärme abfällt, ohne daß sie jedoch in die Viehställe selbst gelangen können. Wenn man Pferdemist in den Hühnerställen aufschichtet, so erwärmt er auch den Stall. Füttert man die Hühner gut mit Gerste oder Weizenabfall, auch Gerstenhaber, — nie mit Roggen! den sie ungern fressen oder mit Hintergetreide, das viel Taumellolch enthält, woran sie sterben, — setzt zeitweise etwas Brennesselsamen oder gehackte Zwiebeln, Dopfen oder Käsequark zu, so legen sie bald. Eine gute Henne legt leicht 150 Eier im Jahr, — immer 16—30 hintereinander, worauf sie Lust zum Brüten zeigt. Die Tauben legen nur 2 Eier und brüten dann 14 Tage, die Hühner 3 Wochen, Enten und Gänse 4 Wochen, die Indiane einen Tag darüber. Eine Hauptsache ist, daß die Jungen gleichzeitig aus den Eiern schlüpfen und die Wärme der Mutter, die fest sitzen bleiben muß, die ersten Tage vollauf genießen.

Sie brauchen die ersten zwei Tage noch gar kein Futter, denn sie haben fast den ganzen Dotter gleichsam als Brodsack noch im Leibe. Erst nach 2 Tagen, bei Indianen noch später, gibt man

ihnen Futter, am besten kleingehackte harte Eier, bald mit zerhackten Nesselblättern gemischt, die sehr gut nähren und namentlich von Gänsen und Indianen gern gefressen werden. Am schnellsten fressen die jungen Enten, die überhaupt bei uns am leichtesten aufzuziehen sind. Der Antvogel, die Gans und das Spanferkel sind wirklich die am leichtesten für den Tisch zu züchtenden Thiere bei unserem Klima. Doch — nasse Kälte können auch sie nicht vertragen, so lange die ersteren noch ihre Flaumen haben."

Und so erzählte die Wittwe redselig fort, ohne in ihrer Arbeit einzuhalten und wir setzten dieses als Beispiel her, um zu zeigen, worin ihre Hexerei bestand. Ein gesunder Verstand hatte sie richtig beobachten gelehrt und ein guter Schulunterricht und das fortgesetzte Lesen guter Bücher ersetzten das Fehlende.

Aber nur wenige Verständige erkannten dieß, zum Glück für Marianne vor Allem ihre Vorgesetzten, Beamte, Pfarrer und Lehrer, sonst hätte Sixt ihr gewiß einen Hexenprozeß angehängt.

Als einst der Amtmann im Dorfe zu thun hatte und Sixt ihm im Gasthause allerlei bedenkliche Reden gegen die Wittwe in's Ohr blasen wollte, fuhr ihn dieser gar hart an und mischte allerlei von „Dummheiten" und „Hirnrißigkeit" in seine scharfe Erwiderung, worin er ihm befahl, die Wittwe mit solchen Albernheiten in Ruhe zu lassen.

Allein nicht des Amtmannes Ermahnung, nicht des Pfarrers aufklärende Predigt oder des Lehrers beißender Spott vermochten Sixt und den dicken Müller von dem Wahn abzubringen, auf leichte Weise, durch Zauberei und Hexenspuck reich zu werden.

Da bot sich ihnen endlich der rechte Mann, die Hand an's Werk zu legen.

Ein alter Holzmacher aus der Nähe, der Köhlermichel, auch Kohlenmichel genannt, stand längst im Rufe, böse Geister bannen zu können. Er fasse sie mit Hülfe eines Zauberspruches in einen Sack und trage sie auf eine nahe Waldkuppe, wo er sie unter erbärmlichem Geschrei auslasse, — so erzählte man.

Mit diesem Köhlermichel machte nun Sixt nähere Bekanntschaft. Einigemal Schnaps und Bier bezahlt — und die Freundschaft war geschlossen. Da Michel sogleich erkannte, daß Sixt es vor Allem auf Geld abgesehen habe, wußte er auch gleich einen Schatz, — tief im Walde, bei einer dunklen Höhle, unerkennbar, auf von Geistern bewachten Pfaden nur aufzufinden, rechts von schwarzen Hunden, mit glühenden Augen groß wie Fensterscheiben, be-

wacht — kurz Millionen funkelnder Goldthaler in eiserner Kiste — tief im Erdreich. Nur Michel wußte Bescheid.

Lange, lange Zeit kostete es Schnaps, Bier, Wein, Braten, Tabak und Darlehen, bis Michel ans Zeug ging und der Schatz endlich gehoben werden sollte. Auch der Müller war ins Geheimniß gezogen, — denn er sollte ja den Zauberspruch und das Christophelgebet lesen, Sixt und Michel konnten es nicht. In der That wollte man aber nur des Müllers Geldbeisteuer. Obwohl es mit dem gichtbrüchigen Schlemmer immer mehr abwärts ging, so hatte er doch noch mehr Baargeld, als die anderen.

Des Müllers Unglück war, daß er, Frau und Tochter herrschaftlich leben wollten. Sie hatten es den Stadtleuten, mit denen sie oft verkehrten, abgesehen und wollten nichts mehr mit den Bauern gemein haben — außer die Mühlmetzen natürlich, und diese allein! Daher wurde die Tochter in die Stadt zur „Erziehung" geschickt und die Mutter lag mehr bei ihr in der Stadt, als in der Küche zu Hause.

Wer aber einmal in der „feinen" Gesellschaft der Städter gelebt hat und ihre Moden mitmacht, der füttert selten mehr Schweine und Enten, oder sorgt für die Stube seiner Mahlgäste wie es eine ordentliche Landmüllerin thun muß. Der Müller selbst fuhr auf alle Kirchweihen und Hochzeiten der Umgegend, besuchte alle Scheibenschießen und Bälle seiner „Herren Collegen" in der Stadt — und so fiel das Haushalten ganz in die Hände der Dienstboten, die wenig genug sich um das kümmerten, was ihrer Herrschaft selbst nicht auflag. So kam der Müller allmählig im Vermögen und selbst an seiner Gesundheit herunter, nur aber Kredit zum Schuldenmachen hatte er merkwürdig lange.

Die Mühlen stehen eben bei allen Leuten im Ansehen, als seien sie sehr einträgliche Gewerbe und eigentlich nicht zu ruiniren. Indessen, unsern Landmüller hatte doch das Stadtleben ruinirt und er lechzte nicht minder wie der Sixtenbauer nach dem „Schatze."

Der verdächtige Umgang Sixts mit dem Köhlermichel kam auch im Heimgarten bei Mutter Marianne zur Sprache, als einst Franz bei ihr und Marie vorsprach. Franz äußerte sich sehr betrübt darüber.

„Mühelos reich werden, meinte Marianne, lieben alle Menschen, aber nur die Narren wagen das schon Erworbene daran, indem sie sich dem Spiel ergeben, in die Lotterie setzen, gewagte Spekulationen unternehmen oder gar durch Zauberei und Dummheiten geradezu — Schätze heben zu können glauben. Und obendrein ist

großer Reichthum sehr selten ein Glück, denn die Menschen, welche ihn besitzen, strengen dann weder Körper noch Geist mehr so an, wie es unser allmächtiger Schöpfer wollte. Sie vergraben ihre wahren Talente und wuchern nur mit den falschen — und das Ende vom Lied ist, daß sie dumm, schlecht und faul werden und die Nachkommen schließlich wieder verlieren, was ihre Vorgänger erworben haben, gewöhnlich aber in einem Zustande, in welchem sie den Verlust am wenigsten ertragen können, weil sie zu anderem Erwerb nichts gelernt haben.

Umgekehrt geht auch mancher arme Teufel, weil er gar keine Mittel hat, sich Unterricht oder Werkzeug zu verschaffen, in der allzugroßen Anstrengung, unter Mühe und Arbeit zu Grunde, d. h. er kann seine Talente nicht entwickeln, weil es ihm vielleicht nur an ein wenig Kapital fehlt. Einige Beihülfe sollte man daher den Kindern nebst Unterricht nnd guter Erziehung immer hinterlassen.

Der dicke Müller hätte eigentlich alle Mittel, wohlhabend zu werden, denn mit der großen Wasserkraft, die seine Mühle hat, ist er eigentlich der erbliche Dorfmaschinist, — er hat die ganze Veredlung der landwirthschaftlichen Produkte und damit den höheren Fortschritt der Bauern in der Hand. Er sollte Dresch- und Häckselschneidmaschinen wie Sägemühlen um Lohn arbeiten lassen, seine Mahlgänge sollten so eingerichtet sein, daß sein Mehl weit hinaus auf Eisenbahnen fremde Märkte suchen kann, während Kleie und Schwarzmehl wie Futtermehl unsere Viehzucht heben machen, — ein rechter Müller soll seine Schrot- und Quetschmühlen, seine Oelschlägereien haben und Oelkuchen verkaufen an die Bauern in Fülle. Kein Mensch richtet leichter Wiesenbewässerungen ein und mästet wohlfeiler, als ein Müller und wenn er eine Sägemühle hat, fehlt ihm nie Einstreu zum Mistmachen. Kurz, der Müller sollte eigentlich der Vorgeher in allen Verbesserungen in der Landwirthschaft sein, ist aber gar zu häufig schon zufrieden mit den natürlichen Vortheilen seines Gewerbes, die gewöhnlich in ein paar Pferdekräften bestehen, mit welchen das Wasser sein Mahlwerk treibt. Auch Dein Vater, Franz, könnte besseres thun, als auf Zauberei und Hexerei sinnen."

Seufzend nickte Franz dazu und fragte noch, wie es denn Marianne anstelle, daß sie immer so gutes Hausbrod habe? ob es nicht von einem besseren Mehl komme, als der dicke Müller habe?

„Das ist wohl gerade nicht die Hauptursache, denn ich lasse

ja selbst in der Mühle mahlen. Aber im richtigen Backen mag es schon stecken. Wir in Deutschland lieben ein reines Roggenbrod, wenn auch mit viel Schwarzmehl und feiner Kleie gemischt, in Frankreich und Italien soll man fast nur Weizenbrod oder Maiskuchen essen und das Roggenbrod gar verachten.

Ich liebe ein gemischtes Roggenbrod mehr, wie jedes andere und nur an Festtagen gibt es unter Weizenmehlzusatz ein Kirchweihbrod. Das Roggenbrod bleibt länger feucht und trocknet nicht so schnell aus, wie Weizenbrod, altes Roggenbrod wird im Backofen oder Kochofen erhitzt wieder wie frisch, — es hat auch einen angenehmen Geruch, wird aber etwas schwerer verdaut, als Weizenbrod.

Gerstenmehl, zugesetzt, macht Brod und Backwerk sperrig, rauh und Habermehl gar bitter, fast scharf uud ranzig, denn der Haber enthält nächst dem Mais oder Türkischkorn am meisten Fett. Doch der Haber findet nur in sehr theuern Zeiten den Weg in's Brod. Noch seltener Mais oder Bierteig, oder gar Queken und Roßkastanien, wie man in meiner Jugend oft hören konnte. Häufiger reibt man etwas Kartoffeln in den Brodteig und behauptet, das Brod werde dadurch weicher, — an Geschmack jedoch gewinnt es nicht, wie ich aus Erfahrung weiß.

Vor Allem darf gutes Brodmehl nicht müfflig oder mulstrig schmecken oder riechen. Es thut dieß, wenn das Getreide naß eingefahren und halbverdorben ausgedroschen wurde, so daß sich Schimmel an den Aehren bildete. Auch wenn das Mehl nicht gut, namentlich recht trocken aufbewahrt wird, kann es verderben.

„Ein guter Mehlkasten mit mehreren Abtheilungen und sehr genau geschlossen, ist ein Haupterforderniß für eine Hausfrau auf dem Lande. Vor Allem darf er nicht an einem feuchten Orte stehen, denn das Mehl zieht gleich Feuchtigkeit an, wird schwerer, dann klumperig, selbst Schimmel bildet sich darin und endlich kommen noch Mehlwürmer und schließlich die Schaben dazu. Dann ist das Eckelige in größter Blüthe und Niemand will im Hause mehr herzhaft zubeißen, wenn einmal eine Schabe („Schwaben!") oder ein Mehlwurm in dem Brode oder den Knödeln gefunden worden ist."

Das war das letzte Gespräch, das Franz für lange Zeit von Mutter Marianne hörte, denn jetzt fand ein Ereigniß statt, das alle Verhältnisse rasch veränderte.

In einer frischen, kalten, mondhellen Nacht des Spätherbstes nämlich erwachte Franz vom Klirren einer herabgefallenen Sense, die im Gange vor seiner Schlafstube aufgehangen war, — nicht

lange, nachdem er sich niedergelegt hatte, eine Stunde und darüber ungefähr vor Mitternacht.

Rasch fuhr Franz vom Bett in die Höhe und horchte still. Er dachte einen Augenblick, ob er nicht Licht machen solle? Aber ihm fiel eine gute Regel ein, bei Einbruch von Dieben und Räubern Nachts nicht sogleich Licht zu machen, weil dann die Spitzbuben wohl ihren Gegner sehen, dieser aber nicht sie und somit mehr Gefahren ausgesetzt ist, als jene. Auch kennt der Inwohner in der Regel die Gänge und Thüren, kurzweg die sogenannten Hausgelegenheiten besser, als der Einbrechende und kann sich also im Finstern besser helfen, als dieser.

Da Franz gar nichts weiter hörte, stand er leise auf und ergriff sein in der Stube liegendes Holzbeil, zu dem er als ein starker Bursche großes Vertrauen hatte und das, wie er scherzhaft sagte, jedesmal in seiner Hand losgehe, wann er nur wolle. So lauernd hörte er nach einer Weile die Hausthüre sachte auf- und zumachen und am Tritt von Menschen merkte er, daß sich deren zwei vom Hause entfernten.

Blitzschnell fuhr er nun in seine Kleider und mit dem Beil auf den Gang, dann in's Wohn- und Schlafzimmer seines Vaters — rufend und auch Licht machend. Aber des Vaters Bett war leer, sonst Alles in der gewohnten Ordnung. Als er die Magd und den Knecht aufweckte, sagte ihm die Erstere nach einigem Zögern, Vater Sixt sei mit dem Köhlermichel fortgegangen und hätte ihr verboten, etwas davon zu sagen.

Sofort dachte Franz an die Schatzgräberei, von welcher im Hause schon lange gemunkelt wurde. Er sann einige Zeit nach, hieß die Dienstleute weiter schlafen, indessen er im Dorf ein wenig umsehen wolle.

Dann hüllte er sich in warme Kleidung, verließ das Haus und schlug in leisen Schritten den Weg zur Mühle ein, in deren Nähe er lauschte, — nicht in übler Absicht, sondern in der sehr begründeten Besorgniß, daß bei dem thörichten Unternehmen ein Unglück sich ereignen und Hülfe nothwendig werden könnte.

Er stand nicht lange im Versteck, als er vorsichtiges Oeffnen und Schließen der Thüre an der Müllerwohnung gerade so hörte, wie in seinem eigenen Hause, nur merkte er, daß jetzt auch ein Schubkarren in Bewegung gesetzt wurde. Es dauerte nicht lange, so sah er nahe vor sich vorbei über den vom Mond beschienenen Wiesenpfad, der gegen den Wald zuführte, die drei Schatzgräber ziehen, — der Kohlenmichel mit dem Schubkarren voran, Tabak

qualmend und viele leere Säcke auf dem Karren führend, ohne Zweifel bestimmt, die Goldthaler zu fassen, die man kaum alle einstecken oder tragen könne. „Vorsicht schadet nie!“ murmelte Sixt, der folgte, dem brummenden Michel zu. Dann humpelte, auf einen langen Stecken gestützt, der dicke Müller nach, den heute gerade das Zipperlein mehr plagte, als an anderen Tagen. Er mahnte einmal über das anderemal schon jetzt, langsamer zu gehen, und keuchte und hustete erbärmlich. Franz schlich in ziemlicher Entfernung den Abentheurern nach.

Nichts rührte sich im schönen Thale und auf den mit Wald gekrönten Hügeln. Das Mondlicht glitzerte in Millionen Thautropfen, die an den Grashalmen hingen, um mit der steigenden Kälte gegen früh als Krystalle zu funkeln, — als Reif, denn der kündigte sich dem Erfahrenen deutlich an. Die am Wege stehenden schwarzen Erlen und Pappeln warfen lange Schatten über die Wiesenfläche, auf welcher ihre gespenstigen Vettern vor den drei Schatzgräbern dahin huschten. Das Plätschern des Wassers, das über das Mühlwehr und die von ihm getriebenen Räder stürzte, verlor sich immer mehr und nur der Schubkarren quickte zeitweise warnend oder rieb sich unheilverkündend an einem Felssteine. „Husch!“ da rannte es quer über den Weg — alle drei hielten erschrocken und schon zitterten des Müllers Kinnladen und Sixt's Kniee schlotterten. „S'ist ein Hase,“ brummte Michel unwirsch und fuhr weiter. In der Mitte des Wiesenthales kamen die nächtlichen Wanderer in ein altes, verlassenes Flußbett, das mit vielen Abzugsgräben durchschnitten, von Pfützen und Lachen erfüllt war. Doch der Fußpfad schlängelte sich leicht sichtbar durch Buschwerk und Gräben und nur da, wo Wasser noch in den letzteren war, lag ein meist schmales Brett. Sicheren Schrittes gingen die Ersten zwei darüber, nicht aber der schlotternde Müller. Er trat fehl und stürzte in den Graben, dessen Wasser gerade hinreichte, seine Stiefel zu füllen. Unter Wehklagen über die Verkältung ward er fluggs von den beiden Anderen wieder herausgezogen und fast wäre er bereuend wieder umgekehrt, wenn ihm nicht Sixt die Versicherung gegeben hätte, daß gerade durch das Gehen seine Füße wieder warm würden.

Doch wuchsen Mißstimmung, Sorge und Furcht. Ehe sie das Wiesenthal verließen, führte sie der Weg hart an einem Weiler von nur sieben Häusern vorbei. Alles lag da im tiefsten Schlaf und nur die Hunde schlugen an, als sie die Schritte der Schatzgräber hörten. Schon waren diese am Ende des letzten Hauses ange-

kommen und bogen eben um einen Backofen, als — „Prrr!" schrie Sixt und machte einen Quersprung, der Müller aber taumelte wie ein kollerndes Faß — eine schwarze Katze war ihnen zwischen den Beinen durchgefahren! Aber sie zogen doch fürbaß —, die Gänse schnatterten laut ihren Mitternachtssang und der Hahn kündete in wenigen schrillen Tönen Gefahr an. Noch krähte er nicht. Die Thurmuhr hatte eben 12 Uhr ausgeschlagen und der Weg führte nun in den Waldhang hinein. Ein Kautz juchte gar schauerlich aus einer mächtigen alten Eiche heraus, ihnen entgegen. Da erklärte der Müller, daß ihn seine Beine nicht weiter trügen und guter Rath ward theuer. Wohl oder Uebel — Michel mußte sich entschließen, den kranken Mann auf den Schubkarren zu nehmen und Sixt wechselte im Schieben mit ihm ab.

So endlich kamen sie an einen Platz, der durch wenige noch übriggelassene Mauersteine verrieth, daß hier eine Ruine war und die Geschichte des Gaues sagte, daß hier ehedem Schloß Burgstall gestanden, aber im Bauernkriege zerstört worden sei.

Hier hielt der Kohlenmichel mit dem Schubkarren, setzte nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dann deutete er vom Weg abseits auf eine große Eiche, die auf einem kleinen Hügel stand und murmelte: „da liegt der Schatz!" Sixt's Augen funkelten sogleich von Goldgier und rasch nahm er Schaufel und Pickel und sprang mehr als er ging an die Stelle.

Brombeeren hatten die losen Mauersteine überwuchert und zwischen tiefen Moospolstern wuchsen schwarze Thau- und rothe Preiselbeeren, mattgrüne Rauschbeeren und rankte mit großen, wie Rubine glänzenden Früchten die Moosbeere, durch die schattigen Blätter zitterte nur spärliches Mondlicht und fiel auf das üppige Lager im Waldesdunkel. Wie oft mochte in uralter Zeit hier der tapfere Ritter Spähe auf den Feind gehalten oder seine besorgte Familie selbst nach ihm ausgeschaut haben, wenn seine Rückkehr von blutiger Fehde erwartet wurde! Und wie lustig klang das Horn des Thurmwartes, wenn die glückliche Rückkehr konnte gemeldet werden, wie frisch schmetterten die Hifthörner der Rückkehrenden drein, erklangen die Hufe der Rosse und erdröhnten Schilder und Speere!

Jetzt deckte die gütige und nie rastende Natur den grünen Schleier der Vergessenheit über die Ruinen und das ganze in's Grab gesunkene Geschlecht, und scheue Gesellen stahlen sich furchtsam und nur selten in den Bereich der Ruinen, von deren Schätzen, welche sie bärgen, die Sage ging.

Sixt schlug sofort mit dem Pickel ein, während Michel den Müller auf die erhöhte Stelle an den Eichbaum gelehnt setzte und in einer mitgebrachten Blendlaterne Licht anzündete und neben dem Stöhnenden auf den Boden setzte. Dann ergriff auch er, der Andere bethörende Selbstthor, die Schaufel und arbeitete mit Sixt um die Wette.

Weithin klangen durch den stillen Wald die gewuchtigen Schläge des Pickels, die Würfe der Schaufel und die rollenden Steine. Nichts sonst unterbrach die Stille, selbst der Kauz war verstummt.

So arbeiteten die Schatzgräber wohl über eine Stunde rüstig fort und achteten wenig des über Schmerzen klagenden Müllers, den gewaltig fror.

Schweißtropfen rollten in ganzen Rinnsalen von Stirne und Brust der Arbeitenden und sie begannen, da sie keine Pause machten, zu ermüden, als eben Sixt einen Pickelstreich auf etwas so hartes führte, daß das Werkzeug abprallte, wie wenn es auf Eisen gefallen wäre. Lautlos hielt Sixt inne und sah mit großen Glotzaugen die beiden Gefährten an, indem er den Finger auf den Mund legte, denn nun durfte kein Wort mehr gesprochen werden, — so will es die Regel.

Zugleich deutete er auf ein neben der Laterne des Müllers liegendes gedrucktes Blatt und winkte diesem daß er es leise lesen solle. Es war der Zauberspruch und während seines Ablesens sollte sich die eiserne Kiste von selbst heben und die Goldthaler mußten funkeln, wie brennende Kronleuchter.

Geöffneten Mundes starrte Sixt den Müller an, der zähneklappernd, anstatt zu lesen, nach einer Richtung im Waldesdunkel deutete und bereits alle Farbe des Antlitzes verloren hatte.

Sixt und Michel folgten mit den Augen der angezeigten Richtung und — o tausendfaches Entsetzen! zwei glühend rothe Augen erschienen ihnen im schwarzen Waldesschatten, — schauerlich weiß glänzende Zähne fletschten sich ihnen entgegen, ihr Haar starrte empor wie Binsen und die Kniee begannen zu zittern, — da erdröhnte plötzlich ein Krach, wie wenn der ganze Berg mitten entzwei gesprungen und sein Felseneingeweide geborsten wäre, wie Glasscherben! Wegwarfen in die Grube der Müller die Laterne, weg Pikel und Schaufel die Schatzgräber und stoben den Berghang hinab in's Wiesenthal, wie wenn der Sturmwind Spreu über das Blachfeld bläst, — der Müller aber sank röchelnd auf das Moospolster neben der Eiche hin. Schubkarren, Werkzeuge, die leeren Säcke blieben stehen, — und bald glitzerte über Alles wieder das fahle Mond-

licht und die Waldesruhe unterbrachen nur mehr die fernher schallenden Schritte der Fliehenden.

Auch Franz, der sie belauscht hatte, floh entsetzt mit, — und erzählte später noch oft, daß er seinem Vater zu helfen nach Leibeskräften den Abhang hinabgerannt sei. Aber Michel und Sixt hatten jetzt verjüngte Füße, wie zwanzigjährige Jünglinge. Franz gab es auf, sie einzuholen und hielt im Laufe inne.

Als er so nachdenkend am Waldsaum hinschlenderte, bemerkte er plötzlich und mit Erstaunen in entgegengesetzter Richtung gleichfalls einen langsam dem Wiesenthale zugehenden Mann, in dem er sehr bald den Forstgehilfen ihres Revieres erkannte, der mit seinem Hunde nach Hause ging. Sofort trat er auf den ihm wohlbekannten Mann zu und bot ihm freundlichen Gruß, den Jener erwiederte, jedoch sogleich zusetzte: „Auch beim Schatzgraben gewesen?"

Franz, der gleich den gewaltigen Krach für einen im Walde stark wiederhallenden Büchsenschuß erkannt hatte, begann nun die Ursache der Flucht der Schatzgräber zu ahnen und der Forstgehilfe zögerte nicht, ihm zu sagen, daß er von der Revier heimkehrend das Schaufeln und Graben gehört habe und mit seinem Hunde näher geschlichen sei, weil er Holzfrevler zu finden hoffte.

Um die Narren vor dem Auslachen zu bewahren, habe er sie mit dem Schuß in die Flucht zu jagen versucht, was nun auch gelungen sei. Mit blutendem Herzen mußte Franz die vielen Späße anhören, die der Forstmann auf Kosten seines Vaters losließ und als er im Grauen des Morgens nach Hause kam und seinen Vater schlaflos und im Schweiß gebadet im Bette fand, — da fiel ihnen erst jetzt auch der Müller ein, den Niemand fliehen gesehen hatte. Sogleich ging Franz zur Mühle und als er hörte, daß der Herr nicht zu Hause sei, nahm er den Mühlknecht mit und bestieg die Waldhöhe zum zweiten Male. Traurigen Herzens riefen sie oft den Namen des Müllers, meinend, daß er sich verirrt haben könnte, — aber erst an der Ruine selbst kam ihre Ungewißheit zu Ende: der Müller lag entseelt und kalt auf der Moosdecke, auf die er gesunken war.

Nun konnte freilich nichts mehr verheimlicht werden und wie ein Lauffeuer drang die Geschichte von dieser Schatzgräberei durch den ganzen Gau. Als erst vollends der Richter kam und mit Spott und Ernst über Sixt herfiel, da entsank diesem vollends aller Muth und er ging ernstlich an Franz, daß er das Gut übernehmen und heirathen solle.

„Dann aber nur das Miedai", sagte Franz lächelnd, „der

Hexenmeisterin Tochter." „Meinetwegen auch, erwiderte Sixt und seufzte „sie hat doch am Ende von ihrer Mutter mehr wie Brodessen gelernt."

Und so geschah auch die Vermählung bald darauf. Die alte Marianne aber zog mit ihrer Tochter in Sixt's Haus, doch nur auf einige Zeit, wie sie sagte, bis Sixt in der Hexerei vollendet sei. Und in der That, obgleich alle Welt prophezeite, die beiden Alten würden nimmermehr in Einem Hause zusammen gut thun, so geschah doch das Gegentheil. Denn Mutter Marianne ließ den alten Sixt noch in die Ursachen der Dinge, wie sie in der Natur liegen, blicken und zündete ihm über die Weisheit des allmächtigen Schöpfers erst das rechte Licht an. —

Des Müllers einzige Tochter, die in der Stadt „Erziehung" genossen hatte, die schöne Doris, sonst auch Dorl auf dem Dorfe genannt, sie erbte des Vaters Schulden bis auf Heller und Pfennige, zog nun ganz in die Stadt, ließ sich Trauerkleider nach Pariser Mode machen und „moquirte" sich viel über die „Sottisen" der armseligen „Campagnards."

Schließlich heirathete sie derselbe Forstgehilfe, zum Förster ernannt, der im Walde den muthwilligen Schuß abgefeuert hatte. Und wie unerforschlich Gottes Rathschlüsse für uns alle schon auf dieser Welt sind, zeigte sich auch hier wieder deutlich, denn die Strafe für seine leichtsinnige That soll vollgiltig gefolgt sein. —

1869:

Die Fabrik Heufeld empfiehlt den Herren Gutsbesitzern und Oekonomen ihre Dünger zu nachstehenden Preisen:

Marke		Preise fl.	Preise kr.	Minimal-Gehalts-Garantie in Prozenten. Phosphorsäure in Wasser löslich.	Phosphorsäure in Wasser unlöslich: gedämpftes Knochenmehl.	Phosphorsäure in Wasser unlöslich: Knochenkohle, mineral. Subst.	Kali.	Natron.	Stickstoff.
K I	Gedämpftes (guanisirtes) Knochenmehl I . . . . . pr. Ctr.	4	45	—	22	—	—	—	3½
K II.	Gedämpftes (guanisirtes) Knochenmehl II . . . . . pr. Ctr.	4	15	—	21	—	—	—	3
S I	Superphosphat I . . . "	5	30	20	—	1	—	—	—
S IIa	" IIa . . . "	4	30	17	—	1	—	—	—
S IIb	" IIb . . . "	4	—	14	—	1	—	—	½
N I	Normaldünger I . . . "	6	—	14	—	—	7	1	3
N II	" II . . . "	4	—	—	14	—	7	4	2½
W I	Wiesendünger I . . . "	5	—	6	7	—	8	1	3
W II	" II . . . "	2	30	3	3	—	4	15	1
C K I	Chlorkalium, 12proz . . "	1	24	—	—	—	7½	31	—
C K II	" 25 " . . "	2	45	—	—	—	15½	26	—
C K III	" 50 " . . "	4	45	—	—	—	31½	16	—
C K IV	" 75 " . . "	6	45	—	—	—	47	8	—
S K	Schwefelsaures Kali, 75proz. "	8	45	—	—	—	40½	9	—
K G I	Knochengelatine I 75 " "	5	—	—	3	—	—	—	10
K G II	" II 50 " "	3	30	—	2	—	—	—	6

Spezial-Dünger für Kartoffeln, Hopfen und Tabak, wie bisher.

Die Preise verstehen sich in Zollgewicht ab Heufeld, ohne Verbindlichkeit, Brutto für Netto, Packung in Säcken oder Fässern frei. Bei Packung unter 2 Ctr. wird der Preis um 15 kr. erhöht, dagegen bei Abnahme einer Wagenladung von mindestens 80 Centner auf einmal um 6 kr., bei 500 Centner um 12 kr. ermäßigt.

Ziel 3 Monate oder per comptant mit 1½ Proz. Sconto. Vom Verfalltage an werden 6 Proz. Zinsen per anno berechnet. Aufträge unter 10 Centner werden nur gegen Nachnahme des Betrages effektuirt.

Unsere Düngerfabrikate sind der Controle der Versuchsstationen unterstellt. Die Stationen zu München, Memmingen und Regensburg prüfen sämmtliche von uns direkt bezogenen Fabrikate unentgeltlich auf ihren Gehalt an wirksamen Bestandtheilen.

Unter Garantie eines Minimal-Gehaltes an wirksamen Bestandtheilen entsprechend der obenstehenden Tabelle.

Reclamationen, den Gehalt betreffend, werden nur dann berücksichtiget, wenn sie innerhalb 2 Monaten de dato Faktura eingereicht werden.

Niederlagen halten die Herren:

Franz Lechner an der Sendlingerstraße, **Julius Neuhöfer** an der Kanalstraße in München; **Otto Rauch** in Unterthingau, **Gg. Glaser** in Reinhartsried, **A. Lingg** in Friesenried, **J. F. Erhart** in Memmingen, **Christ. Müller** in Kaufbeuren, **Louis Wilm** in Regensburg, **Julius Schobloch** in Lindau.

…zen Morgen berechnet.

(Zu Seite 6.)

	…r.	VI. Verwerthung der Früchte.		VII. Abgaben.		VIII. Landpacht.		IX. Administration.		Summe aller Kosten.		Hievon treffen auf die Körner, Knollen, Wurzeln oder Hauptfrucht.		auf das Stroh oder Kraut.		Produktionskosten eines Centners der Hauptfrucht.	Stroh od. Kraut.	Heuwerth der Gesammternte.	eines Scheffels.	
Meh…	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.								fl.	kr.
a) Getreidef…																				
1. Winterw…	6	1	—	1	30	3	—	—	55	21	53	18	14	3	39	—	12	36	6	5
										26	16	21	52	4	24	—	14	44	7	17
2. Wintersp…	6	1	—	1	30	3	—	—	55	20	6	16	45	3	21	—	11	33,5	5	35
										24	29	20	25	4	4	—	13	40	6	48
3. Winterr…	7	1	—	1	30	3	—	—	55	20	2	15	17	4	45	—	14	43	5	6
										24	9	18	20	5	49	—	17	52	6	7
4. Winterg…	7	1	20	1	30	3	—	—	55	19	8	15	19	3	49	—	12	38	3	50
										23	13	18	35	4	38	—	15	46	4	39
5. Sommer…	5	—	50	1	30	3	—	—	55	19	11	14	45	4	26	—	17	40	5	31
										22	6	17	—	5	6	—	20	46	6	22
6. Sommer…	5	—	50	1	30	3	—	—	55	18	49	14	19	4	30	—	16	39	5	22
										21	44	16	26	5	18	—	20	45	6	9
7. Sommer…	5	—	50	1	30	3	—	—	55	18	9	12	51	5	18	—	18	42	4	50
										20	29	14	4	6	25	—	22	48	5	16
8. Sommer…	6	1	6	1	30	3	—	—	55	17	14	13	6	4	8	—	20	41	3	55
										19	34	14	53	4	41	—	23	47	4	28
9. Hafer .	7	1	—	1	30	3	—	—	55	16	56	11	25	5	31	—	23	47	2	51
										19	—	12	48	6	12	—	26	53	3	12
10. Mais .	1	—	—	1	30	3	—	—	55	28	21	22	33	5	48	—	11	31	3	45
										33	29	26	36	6	53	—	13	37	4	26
11. Hirse .	6	—	50	1	30	3	—	—	55	19	54	14	57	4	57	—	14	44	5	34
										24	—	18	2	5	58	—	18	54	6	45
b) Hülsenfr…																				
1. Erbsen	6	—	50	1	30	3	—	—	55	17	32	12	37	4	55	—	16	31	4	43
										19	17	13	34	5	43	—	19	34	5	9
2. Wicken	5	—	—	1	30	3	—	—	55	14	17	10	9	4	8	—	15	27	4	—
										16	2	11	24	4	38	—	17	31	4	33
3. Linsen .	4	—	40	1	30	3	—	—	55	17	15	12	47	4	18	—	25	41	6	23
										19	—	14	15	4	45	—	28	45	7	7
	6	—	—	1	30	3	—	—	55	15	4	10	44	4	20	—	18	30	3	35
										16	49	12	—	4	49	—	20	33	4	—
4. Pferdebo…	9	—	—	1	30	3	—	—	55	18	8	15	28	2	40	—	8	32	3	52
										22	31	19	12	3	19	—	10	40	4	48
5. Saubohn…	9	—	—	1	30	3	—	—	55	18	8	15	28	2	40	—	8	33	3	52
										22	31	19	12	3	19	—	10	41	4	48
6. Faseolen	4	—	—	1	30	3	—	—	55	14	6	12	41	1	25	—	14	28	4	45
										15	51	14	11	1	40	—	16	32	5	19
7. Buchwei…	4	—	—	1	30	3	—	—	55	14	18	10	47	3	31	—	17	52	4	—
										16	3	12	3	4	—	—	20	59	4	30
c) Gemenge…	5	—	—	1	30	3	—	—	55	15	4	10	58	4	6	—	13	27	2	44
										17	7	12	27	4	40	—	15	31	3	7
	—	—	—	—	—	—	—	—	55	21	—	—	—	—	—	—	—	36,7 / 42,9	—	40